



by Schroeter

Unter

KOPFJÄGERN

1953

Gesamtherstellung Eos Offizin St. Ottilien

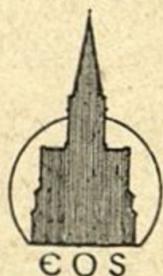
ALMA KARLIN

Unter Kopfhägern

Erzählung aus Formosa

ILLUSTRIERT VON GUSTAV SCHRÖTER

2. Auflage



EOS VERLAG DER ERZABTEI ST. OTTILIEN

226312

566797

WAS SPIELT SICH AB?

1. Kapitel: In Amoy, dem Seeräuberhafen 3

2. Kapitel: Der Schwanz eines Taifuns 6

3. Kapitel: Unter Kindern fremder Rassen 8

4. Kapitel: Vor dem Kopfjägergebiet 12

5. Kapitel: Eine Pflichtvergessenheit 16

6. Kapitel: Auf dem Landgut 20

7. Kapitel: Auf dem Wege nach Kapansan 22

8. Kapitel: Ein Helfer in der Not 26

9. Kapitel: Kummerwolken 30

10. Kapitel: Erstaunliches Wandern 33

11. Kapitel: Im Kopfjägerdorf 37

12. Kapitel: Bei den Klippenbewohnern 40

13. Kapitel: Die Lebensrettung 43

14. Kapitel: Martinas Bemühungen 46

15. Kapitel: Das Kopfjägerfest 48

16. Kapitel: Beim Zauberer 50

17. Kapitel: Die letzte Blüte 53

18. Kapitel: Der Tod streift Alexander 56

19. Kapitel: Der junge Dominikaner erlebt etwas 59

20. Kapitel: Eine Überraschung 60

21. Kapitel: Ein Kopfjäger kommt 64

ABDRUCK AUS „LICHT DER HEIDEN“,

MISSIONSVERLAG ST. OTTILIEN



16.03.2005

D 200504512

IN AMOY, DEM SEERÄUBERHAFEN

Das ist der aufregendste Tag meines Lebens, erklärte die zehnjährige Martina. Ihr zwölfjähriger Bruder Alexander widersprach ihr nicht. Beide Kinder schauten aus dem Hotelfenster auf die enge chinesische Straße hinab, und wunderten sich über das lange Fortbleiben ihres Vaters, des Kaufmanns Friedrich Barch aus Heidelberg.

„Seit wir unser krankes Mütterchen in Hongkong zurücklassen mußten, war mir nicht mehr so elend zumute“, hub die Kleine wieder an und blickte fragend auf ihren Bruder, der innerlich nicht minder besorgt war, sich jedoch an die Bitte seines Vaters, die kleine zarte Schwester nie unnötig zu beunruhigen, erinnerte. So sagte er jetzt mit gutgespielter Überzeugung:

„Seeräuber greifen nur Schiffe an. Du weißt ja, wie das bei chinesischen Kaufleuten Sitte ist: Erst eine Tasse Tee und leichtes Fächerschwingen, dann wieder eine Tasse Tee und viele, nicht überstürzte Fragen, doch erst bei der dritten Tasse — wenn es gut geht — die Entscheidung. Vater muß eben Rücksicht nehmen. Schau dir lieber das Getriebe an!“ Und vom bunten Auf- und Niederfluten der Menschen gefesselt, neigten sich beide Kinder weit aus dem Fenster.

In der Tat entwickelte sich da unten ein Leben, wie sie es sich nie geträumt hatten. Frauen in Hosen, große verzierte Silbernadeln im Haar, schoben sich selbstbewußt durch die Menge, denn es waren Feldarbeiterinnen und nahmen als solche eine Sonderstellung ein. In einer reichgeschmückten Sänfte saß ein dicker Chinese in bunter Amtstracht und fächelte sich. Bettler, mit schaurigen Beulen bedeckt, warfen sich aufheulend auf die Erde und winselten um Almosen. Ein Riesensarg schwankte vorüber. Rikschas stießen zusammen, und sofort entstand ein Handgemenge, das zum Glück nur in einem Wortgefecht endete, und in all den betäubenden Lärm flossen geheimnisvolle Düfte von Benzoeharz, Sandelholz, östlichem Duftwasser und fremder Seife, doch daneben auch Gerüche anderer Art, die wie eine Pestwolke hochwirbelten und die Kinder zurücktaumeln ließen. Mehr als einmal traf sie auch ein scharf forschender Blick aus unergründlichen Augen und so oft das geschah, flüsterte Martina:

„Glaubst du, daß es ein Seeräuber ist?“

„Schon möglich, denn das ist Chinas berüchtigster Hafen, aber warum sollten sie uns rauben wollen? Wir sind nichts und haben nichts.“

Das leuchtete der Kleinen ein, dennoch fuhren beide Kinder erschrocken zusammen, als die Türe hinter ihnen plötzlich aufflog und eine hagere Gestalt in Lichtblau erschien.

„Essen?“ fragte das Gelbgesicht. — Martina hatte den Arm des Bruders umklammert. Stumm schüttelten die beiden Geschwister den Kopf. Mit leisem Knarren schloß sich die Türe wieder.

Über das Meer vor Amoy krochen schon wie graue Wellenberge die Abendschatten. Finster, trotz der zahllosen Lichterchen, wirkten die Straßen, durch die merkwürdige Menschengestalten und viele räudige Hunde liefen. Lauter wurde der Lärm, unheimlicher das Straßenbild unter dem Fenster, prunkhafter die Sänften und häufiger die sich drängenden Rikschas.

Da öffnete sich die Türe von neuem und Friedrich Barch trat ein.

Jubelnd wollten ihm die Kinder um den Hals fallen, doch als sie in seine ernsten Züge schauten, begrüßten auch sie ihn ruhig. Diener brachten das Abendbrot, stellten die merkwürdigsten Gefäße auf den Tisch, rückten die dampfende Teekanne mit dem funkelnden Drachen dicht heran und entfernten sich lautlos. Vater Barch verteilte die Speisen und begann:

„Mein Sohn, kann ich zu dir schon wie zu einem Manne sprechen? Und du, mein Töchterchen, willst du dich beherrschen, auch wenn das, was ich euch zu sagen habe, euch Kummer bereitet?“

„Mutter!“ hauchte Martina und wurde kreidebleich, während große Tränen über die Wangen liefen und die Lippen blau wurden.

„Nein, nein“, rief der erschrockene Vater, „so schlimm ist es nicht. Mütterchen wird, so Gott will, sich nach einigen Wochen erholen, doch mir wurde von meiner Firma heute der Befehl erteilt, nicht, wie am Anfang festgesetzt, nach Shanghai zu fahren, — wohin ich euch mitgenommen hätte und wo ihr in die dortige Klosterschule eingetreten wäret, sondern mich augenblicklich zur Erhaltung des Zweiggeschäftes nach Hankau zu begeben...“

„Den Yangtse hinauf?“ unterbrach ihn lebhaft der Knabe.

„Ja, den bekannten blauen Fluß hinauf, doch nun laß mich in Ruhe ausreden! In diese Gefahrzone kann ich euch nicht mitnehmen und auch Shanghai ist heute schon ein zu unruhiger Boden. Zum Glück traf ich einen alten Freund, der eben aus Swatau nach Formosa zurückkehrt. Da gibt es eine Missionsstation der Dominikaner, und Herr Baumann hat mir versprochen, euch mitzunehmen und euch dieser Mission zu übergeben, bis ich euch holen und mit eurer Mutter wieder zu mir nehmen kann.“

„O . . . ich mag nicht in ein Kloster!“ schluchzte Martina,

„Sei nicht kindisch — eine Missionsstation ist kein Kloster mit hohen Mauern. Sehr gütige Menschen leiten es. Du Alex, kommst zu den Patres, die dich unterrichten werden, und du, kleine Maus, bleibst bei den Schwestern. Ihr werdet Japaner, Koreaner, Formosaner, Chinesen und — wer weiß es — sogar richtige wilde Eingeborene kennen lernen und vieles sehen, was Gott nur wenigen Menschen zu schauen gewährt. Eure Freunde in der Heimat werden euch um diese riesigen Vorteile lebenslänglich beneiden, nun aber esset rasch, denn das Schiff geht abends um 10 Uhr ab. Bis morgen früh reisen wir vereint weiter, dann nimmt mein guter, alter Freund euch unter seine Fittiche. Ihr habt ja schon gelernt, daß Formosa so schön ist, daß die ersten Portugiesen, die die Insel entdeckten, ihr den Namen ‚die Wunderschöne‘ gaben?“

Martina kostete gehorsam von all den aufgetragenen Speisen, Alexander mußte jedoch mit vollen Backen noch immerzu fragen:

„Vater, ist das nicht die Insel mit den vielen fremden Stämmen? Gehört dazu nicht auch Botel Tobagu im Süden, wo die Leute noch nackt laufen und kein Geld kennen und gibt es in den Berghöhen nicht auch Menschenfresser?“

„Nein, Junge, wohl aber Kopfjäger, die der Regierung viel zu schaffen machen. Es soll in den Bergketten im Norden der Insel noch an die 100000 Tayalen geben, die sehr gefährlich werden können. Genug für heute! Iß und Sorge dich nicht, denn Taihoku, die Hauptstadt der Insel, liegt weitab von jenen Höhen in friedvoller Ebene . . .“

Das war ja gut so, schon Martinas wegen, aber etwas mehr von den Kopfjägern als nur die Spitzen der Berge, hinter denen sie wohnten, wollte er doch zu gerne sehen. Von diesem Begehren erfüllt, aß Alexander um so rascher und tüchtiger. Zum Kampf brauchte man Kraft.

DER SCHWANZ EINES TAIFUNS

Herr Baumann war ein netter, alter Herr, der selbst keine Kinder hatte und sich daher seiner Schutzbefohlenen mit rührender Güte annahm, wenn er Martina gleich mehr Schokolade zusteckte als ihr bekömmlich war, und Alexander das ganze Schiff zeigte, auf dem er sich ausgezeichnet auskannte, da er oft genötigt war, von Formosa nach der chinesischen Küste zu fahren.

Um 10 Uhr abends begleitete er die Kinder in ihre Kabine und um 11 Uhr lichtete das Schiff die Anker. Martina atmete ruhig, Alexander jedoch vermochte nicht zu schlafen. Gegen Mitternacht vernahm er plötzlich allerlei sonderbare Geräusche, die er sich nicht zu deuten verstand. Die Chinesen, die vor kurzem noch Mah Tschong gespielt hatten und ziemlich lärmend gewesen waren, gaben gurgelnde Laute von sich und stöhnten laut, und Alexander, der bemerkte, wie das Schiff immer ärger schlingerte und stampfte, schloß endlich auf die Geißel der Seekrankheit, die Asiaten noch schlimmer anzufallen pflegt als Menschen anderer Rasse.

Vorsichtig, um Martina nicht zu wecken, kletterte er bis zur Luke, die auf das Vorderdeck Aussicht gab, und sah zu seinem Schrecken, wie die aufgestapelten Riesenhölzer — mächtige Stämme von Urwaldbäumen — wie leichte Stangen über das Deck schossen und mit donnerartigem Krach in die Deckwand schlugen.

Immer furchtbarer wurde das Schlingern, immer unerträglicher das Rollen und Stampfen und plötzlich gewahrte der Knabe, wie etwas Weißes hinter dem Holzstapel emporkletterte und dröhnend niederrauschte, sich zischend seinem gut verschraubten Fenster nähernd. Es waren Meereswogen, die so turmhoch gestiegen waren und das Schiff in den Grund zu bohren drohten. Der Sturm mischte sich in das Tosen stürzender Wasser und heulte wie ein beutegieriges Riesenraubtier. Alle Fugen des Fahrzeugs ächzten. Alexander wollte schreien, beherrschte sich aber um der zum Glück schlafenden Schwester wegen und betete lieber. Da hörte er eine kräftige Stimme im Gange rufen:

„Keine Angst, bald wird es besser werden, wir sind nur in das äußerste Schwanzende eines Taifuns geraten . . .“

„Nur das Schwanzende“, dachte Alex, und wischte sich den Angstschweiß von der Stirne, „wie mag da wohl das Herz eines Taifuns beschaffen sein?“ Dem, das fühlte er, wären sie nie entronnen und er dankte Gott für die Rettung des Schiffs und aller darauf Befindlichen.

*

Keelung, der Nordhafen von Formosa, gilt als der feuchteste Ort der Welt, und Alexander wunderte sich daher nicht, als er die sattgrünen steilabfallenden, merkwürdig schimmernden Berge nur durch feinen silbrigen Regen sah und Herrn Baumann durch schleppende Nebelschwaden zum nahen Zuge folgte.

Eine knappe Stunde später waren sie in Taihoku.

„Ich bringe euch gleich zur Mission“, sagte Herr Baumann, „denn einmal muß es sein, und je später, desto schwerer fällt uns allen der Abschied. Ihr sollt mich übrigens oft besuchen, jeden Sonntag um 1 Uhr bei uns essen, und zu Weihnachten mit uns nach Taikei fahren, wo ich ein kleines Landgut habe.“ Er zwinkerte Alexander bedeutsam zu. „Es liegt nur wenige Meilen von der Grenze des Kopfjägergebietes entfernt.“ Die Augen des Knaben leuchteten auf, doch schwieg er, um seine Schwester nicht zu beunruhigen.

Die Missionsstation lag im Herzen von Taihoku, mitten zwischen dem düsteren Chinesenviertel mit den engen, gewundenen Straßen und den mit düsteren Bogengängen verzierten Häusern, und der freundlichen Japanerstadt, die luftiger, schöner und gesunder war. Die Kirche saß bescheiden mitten zwischen den übrigen kahlwirkenden Gebäuden, die alt übernommen worden waren, und der graue Mittelbau, in dem die Schwestern mit ihren Zöglingen wohnten, stach besonders düster aus der Reihe der mit vielen bunten Zeichen geschmückten Formosanerhäuschen auf dem ungleichmäßigen Platz.

Als sich jedoch das Tor öffnete und eine weißgekleidete Schwester ihnen mit freundlichem Lächeln entgegentrat, vergaßen die Kinder über dem lichten Innern die düstere Außenseite. Weißgewaschene Wände, helle Fliesen, ein liches Besuchszimmer und an der Pforte ein gütiges Gesicht, das willkommende Worte sprach:

„Pater Andreas, bitte nehmen Sie den Knaben in die Straße der gelben Narzisse mit; er wird sich bei den übrigen Jungen gleich wohl fühlen. Schwester Helene aber wird sich des kleinen Mädchens annehmen, Sie können unbesorgt sein, Herr Baumann.“

Alexander nahm sehr beherrscht Abschied von Martina und sprach Herrn Baumann seinen Dank aus, dann folgte er Pater Andreas durch mehrere Straßen zum großen, aber ebenfalls etwas düster wirkenden Patreshaus und wurde mit einer Anzahl gleichaltriger Knaben bekannt gemacht, unter denen es Japaner, Chinesen, Koreaner, einen finsterblickenden Ainu und einen Halbtayalen gab; aber auch einige Söhne weißer Eltern waren darunter. Sie führten ihn mit Vergnügen in alle Missionsbräuche und in die Hausordnung ein.

Martina merkte bei allen guten Vorsätzen, daß ihr die Tränen über die Wangen liefen, als sie so ganz losgelöst von allen, die sie kannte, hinter Schwester Helene her durch die langen Gänge eilte. Da wandte sich diese um und sagte lächelnd:

„Merk dir, nur zweimal weint man bei uns: am Tage, an dem man ankommt und sich einsam glaubt, und am Tage, an dem man scheiden muß . . .“ Sie öffnete die Türe zu einem winzigen Schlafräum, in dem drei Betten standen, und stellte Martinas Kofferchen an das zweite Lager. „Hier bist du nun zu Hause“, erklärte sie, „doch komm mit mir, ich will dir deine neue Heimat zeigen.“

III.

UNTER KINDERN FREMDER RASSEN

Sie standen in einem hochummauerten Hofe, inmitten von vielen Kindern, die denkbarst verschieden in Kleidung und im Aussehen waren.

„Schwester He, Schwester He!“ riefen alle. — Die Schwester erklärte:

„Martina, das ist O Ho san, das ‚ehrenwerte Fräulein Schmetterling‘, ein Jahr länger auf Erden als du selbst, auch die Tochter eines Kaufmanns. Sie ist seit kurzer Zeit bei uns, um die deutsche Sprache zu lernen. Wir geben ihr das

kleine Licht unseres Wissen und hoffen, ihr einmal auch das große Licht unseres Glaubens schenken zu dürfen."

"Und wer ist jene hübsche Kleine im schneeweißen, etwas steifabstehenden Gewand?"

"Sie heißt Syo-mi, was auf koreanisch ‚Baumwolle‘ bedeutet, und sie trägt Weiß wie die meisten Leute des ‚Landes der Morgenstille‘. Ihr Vater leitet eine Ölfabrik in der



Mandschurei, und diese Kleine mit der drachenbestickten Jacke und den engen schwarzen Seidenhosen ist eine Chinesin aus Futschau, der ‚glücklichen Gegend‘, und heißt Hong Tse, auf deutsch ‚Hagebutte‘. Sie wohnte bis vor vier Wochen dicht an der Brücke der zehntausend Jahre, die den Mingfluß überspannt, und sie kann dir sehr viel von den großen Dschunken erzählen, die am Bug leuchtende Augen haben, um zu sehen, wie sie fahren sollen. Ihre braunen Segel werfen phantastische Schatten auf den grünlichen Mingfluß, den hinab sie gleiten."

In dieser Weise führte Schwester Helene die kleine Martina ein, erteilte ihr allerlei Aufträge und hielt sie so sehr beschäftigt, daß sie nie zum Nachdenken darüber kam, allein in fremdem Land und unter fremden Menschen zu sein. Die Kinder freundeten sich rasch an und berichteten von ihrer Heimat, dieses Mädchen von den wunderbaren

Riesensteinfiguren vor Peking, jenes von den ungeheuren Kaoliangfeldern um das Seebad Pai-Tei-Ho, eine kleine Koreanerin hatte schon einen Tiger unweit der eigenen Berghütte gesehen, und ein chinesisches Waisenkind erinnerte sich, wie die Kopfgänger ihren Vater getötet und dessen Haupt in die Berge getragen hatten. Als Martina 14 Tage in Taihoku war, schien es ihr, als ob Jahre seit ihrem Landen verstrichen wären, und sie wunderte sich immer wieder über die Fülle des Wissens, über die sie plötzlich verfügte. Wenn ihre deutschen Mitschülerinnen daheim das ahnten!

„Willst du mir nicht auf meinem Rundgang helfen, Martina?“ rief einige Tage später Schwester Helene und hielt ihr den kleinen Korb hin, der mit allerlei Dingen für die Armen gepackt war. Das war das Schöne an dieser Schwester, daß sie immer tat, als ob sie ihren Pflichten nicht allein genügen könnte und ihr daher jedermann so gerne half, ohne zu ahnen, daß ihm geholfen wurde. Schwester Dolores hatte nämlich, ungeachtet all ihres Versunkenseins beobachtet, daß Martina in der Kirche gar häufig in sich hinein weinte, und zwar so oft ein Brief aus dem fernen Hankau eintraf und es ihr zum Bewußtsein kam, wie weit entfernt Vater und Mutter waren.

„Sie schließt sich den übrigen Kindern zu wenig an“, sagte Schwester Perpetua, „es ist daher am besten, wenn sie in anderer Form abgelenkt wird.“

Kaum hatte sich das Tor hinter Schwester Helene und deren kleiner Begleiterin geschlossen, als sich eine neue Welt auftat. Unter den tiefen Säulenbogen drängte sich das Volk. Hier wurden eben ausgebrütete Entlein in breite Körbe gegeben, drüben wusch eine Chinesin ihr Kindlein auf offener Straße, vor dem Straßenbrunnen stand ein nacktbeiniger Mann in einem Holztrog und rieb mit den Füßen die langen japanischen Mohrrüben, immer wieder frisches Wasser auf sie pumpend und dann wieder lustig auf den Früchten herumspringend, um sie von Schmutz und Erde zu befreien. Ein Tischler hob seinen Hobel mit den Zehen auf, und in der Nische zwischen zwei Bauten lag auf einer Art Altar ein hakenreines Schwein mit einer Apfelsine im Maul und einer anderen zwischen den Pfoten, während Herz, Magen, Leber und Niere in einem blauen Gefäß daneben standen.

„Ein Opfer dem Gott des Glückes . . .“ erklärte die Schwester.

Hinter der Hauptstraße dehnten sich die engen Straßen vor dem Teeviertel. Hier hatten die großen Teehändler ihre Arbeitsräume. Die verschiedensten Teearten wurden hier gesondert, verpackt, durchduftet. Unzählige Mädchen und Frauen saßen auf Ballen oder auf Kisten und hielten große Siebe in Händen, auf die Jasmin- und andere Blüten geworfen wurden und die nun mit dem fertigen Tee durchschüttelt werden mußten. Wenn sie vom starken Blütengeruch ganz durchzogen waren, wurden die einzelnen Teearten auf bestimmte Riesenhaufen geschüttet, von wo aus sie in Säckchen geschaufelt und verpackt wurden.

„Wer trinkt solch wohlriechenden Tee?“ erkundigte sich Martina, die von all den Düften ganz betäubt war.

„Die Chinesen auf Java und in Südamerika, die große Abnehmer gerade dieser Teearten sind. Schau dir diese armen kleinen Mädchen an! Sie verdienen nach deutschem Gelde höchstens vierzig Pfennig täglich und sitzen in der Regel zehn bis zwölf Stunden hier. Es ist keine schwere, aber eine langwierige Arbeit.“

Schwester Helene näherte sich einigen dieser Mädchen und steckte ihnen ein Päckchen mit Lebensmitteln zu. „Manchmal geht es ihnen so schlecht, daß sie auf Abwege geraten“, die Schwester seufzte, „und deshalb bringe ich ihnen öfter etwas zu essen. Wenn wir reicher wären, könnte ich viel mehr tun.“ Und noch einmal seufzte sie.

Nach einer Weile, als sie schon durch viele Straßen gegangen waren, einen Shintoleichenzug gesehen und eine Brautsänfte bestaunt hatten, rief Martina plötzlich: „Da . . . da . . . geht grünes und violettes Federvieh. Sind das . . . sind das . . . am Ende Paradiesvögel?“

„Nein“, lachte Schwester Helene, „das sind ganz gewöhnliche Hühner, die nur so gestrichen worden sind, damit ihre Herren sie leicht erkennen, und sie nicht so leicht gestohlen werden können . . .“ Da mußte auch Martina lachen.

*

VOR DEM KOPFJÄGERGEBIET

Kurz vor Weihnachten erschien Herr Baumann bei der Mission und holte beide Kinder ab, um sie über die Feiertage nach seinem Landgut zu bringen. Das war eine Freude, als die Geschwister im Zug ihre Erfahrungen austauschen und neue Eindrücke gemeinsam aufnehmen und besprechen konnten.

Bei Makwa, was in der Eingeborenenensprache „Boot“ bedeutet, begannen die ausgedehnten Teegärten mit den rundlichen niederen Sträuchern, bei denen Mädchen mit weißem Kopfschutz standen und die zartesten Blättchen vorsichtig abzupften, um sie in flaschenförmige Körbe gleiten zu lassen. Anschließend an diese Teegärten waren die Jasminfelder in vollster Blüte. Auch hier wurden die sich eben öffnenden Knospen gesammelt. Die hohen Berge schoben sich immer näher und bei Toyen war man schon im Hügelland.

„Steigt nur auf die Stoßkarre und setzt euch auf die umgestülpte Kiste“, befahl Herr Baumann und zeigte auf das komische Ding auf vier Rädern, das nur eine Platte mit vier Eisenstangen in jeder Ecke hatte. Ein dunkelhäutiger, halbnackter Formosaner ergriff die beiden rückwärtigen Stangen und gab der Karre, die auf Schienen lief, einen Stoß, schob sie einige Meter weit kräftig an und setzte sich beim ersten leichten Gefäll darauf, denn nun lief der sonderbare Wagen ganz allein und sogar mit ziemlicher Geschwindigkeit. Einige Stoßkarren hatten sogar ein Segel vorge-spannt und ließen sich vom günstigen Wind treiben...

Das Landgut Herrn Baumanns lag hinter Taikei, der gesündesten Stadt Formosas, unweit des Tamsuiflusses, und das Haus war hauptsächlich im japanischen Stil gehalten, hatte mattenbedeckte Fußböden, Schiebetüren, offene Veranden mit hellklingenden Glücksglöckchen, die der Wind immer wieder zum Läuten brachte, und einen Baderaum mit runder brauner Tonne, in die man erst klettern konnte, wenn man vier Stufen einer Leiter erstiegen hatte. Auch wurde zu den Hauptmahlzeiten immer „Go han“, der ehrenwerte Reis, und nicht Brot geboten, und wenn man sich nachts niederlegen wollte, gab es keine Betten, sondern

nur warme, seidengefütterte Steppdecken, die man auf die tadellos reinen Matten breitete.

„Das ist einfacher und gesunder“, pflegte Herr Baumann zu sagen. Frau Baumann aber, eine rundliche und gutherzige Frau, kam noch in den Schlafrum, als die Geschwister schon bis zur Nase unter der Decke staken, küßte sie mütterlich auf die Stirne, machte das Kreuzzeichen über sie und sagte: „Kinder, geht nie mit einer Lüge zu Bett, und lebt immer so, daß ihr Gottes Blick nicht zu fürchten braucht.“ Leise schob sie die Schiebetüren zu.

Viele Wochen später sollte sich Alexander mit Herzweh an diese Mahnung erinnern . . .

Martina war selig. Sie folgte Frau Baumann gerne vom Hühnerhof in den ausgedehnten Garten und durch die Reisfelder in die schöne Ortschaft hinab, in der es Tempel mit geschwungenen Dächern, alte Laternen und seltsame Rasthäuser gab, Alexander dagegen begleitete den Knecht der Farm zu den Feldern am Tamsui hinab, wo die Wasserbüffel mit ihren ungeheuren Hörnern pflügen mußten. So lange ihre Haut feucht war, arbeiteten sie tüchtig, doch sobald die lehmige Erde daran trocknete und die lästigen Moskiten sie in den Hautsprüngen angriffen, ließen sie sich kaum halten, mußten losgelassen werden und wälzten sich dann im nächsten Schlammtümpel. Dann kehrten sie willig zu ihrer Arbeit zurück.

Der jüngste Sohn des japanischen Kaufmanns war bald sein Freund, Sing Loh, der Chinese, der über Neujahr bei seinem Vater weilte, und die beiden Kinder des Knechtes, die dem weißen Knaben viel Neues zeigten. Onkel Heinrich, wie Alexander Herrn Baumann nennen durfte, hatte ihm zu Weihnachten ein schönes, silberschimmerndes Flugzeug geschenkt, das aufgezogen wurde und sich tatsächlich eine kleine Weile in der Luft erhielt, und alle Kinder beneideten ihn glühend um diese wundervolle Errungenschaft.

Es war am Tage vor Neujahr und der letzte Tag der goldenen Ferien. Der älteste Sohn des japanischen Kaufmanns mußte Waren nach Kapansan bringen, zur Polizeistation tief im Tayalgebiet, und er lud die Knaben ein, bis zur Grenze auf seiner Stoßkarre mitzufahren. Helle Begeisterung erfüllte Alexanders Herz, als er immer näher den hohen Bergen fuhr. Als sie einen riesigen Kampfbaum, den ersten, den der Knabe gesehen hatte, erreichten, hieß Taya-

mutu die kleine Gesellschaft absteigen, da eine Warnungstafel das Betreten des Gebietes verbot.

Kaum war die Stoßkarre indessen den Augen entschwunden, so sagte Sing Loh: „Kommt nur mit mir, ihr braucht euch nicht zu fürchten, denn ich bin schon sehr oft über die Grenze gegangen. Hier gibt es überhaupt noch keine Kopffjäger, die sind erst hinter Kapansan gefährlich . . .“

„Warum steht dann hier die Warnungstafel?“ erkundigte sich Alexander.

„Weil hier die Grenze des Kopffjägergebietes ist und ein elektrischer Zaun, der nicht immer geladen ist, rund um das Tayalenreich geht.“

Er bog die Äste des nächsten Tsusobaumes zurück und die übrigen Knaben folgten dem Chinesen. Herrliche Falter umgaukelten sie, der Duft fremder Blüten umwogte sie und im Buschwerk raschelte es. Alexander erinnerte sich, daß die Zahl der Giftschlangen auf Formosa eine ganz große sein sollte, doch tröstete er sich mit dem Gedanken, daß Sing Loh in all diesen Dingen bewandert sein mußte. — Sie traten auf einen baumfreien Hang und hatten von da einen sehr schönen Ausblick in das unbeschreiblich abwechslungsreiche Bergland der Tayalen.

„Laß dein Flugzeug fliegen“, rief Sing Loh, und kurz darauf rasten sie alle hinter dem schimmernden Dinge her.

Da raschelte es im hohen Suzukigras, die grauweißen Wedel bewegten sich wie Geister und die beiden Japaner verdrehten die Augen.

„Kopffjäger!“ flüsterten sie und stürzten so schnell es gehen wollte dem schützenden Baumdickicht zu.

Eine schlanke Gestalt, in ein merkwürdiges Kleidungsstück gehüllt, schob sich zögernd auf die Lichtung. Wie ein Sack legte sich das gestreifte Hanftuch dicht an den Körper und die großen Augen im braunen Gesicht blickten sonderbar schwermütig. Die dünnen Finger griffen voll Sehnsucht nach dem gleißenden Wunderding, das von selbst fliegen konnte.

Sing Loh war neben Alexander stehen geblieben.

„Geh' weg, Wilder!“ rief er böse.

Die Augen des fremden Knaben streiften ihn flüchtig und kehrten sofort zum Wunderding zurück. Er deutete darauf und machte Zeichen, es der Luft anzuvertrauen. Alexander zog es auf und ließ es den zweiten Hang hinabschweben.



Schneller als alle sprang der kleine Tayale hinterher, erhaschte es und hielt es selig lächelnd in Händen.

Sing Loh entriß es ihm rauh.

„Wenn du es nicht festhältst, wird es weg sein...“ warnte er Alexander.

Da vernahmen sie wieder ein leichtes Geräusch hinter sich.

„Komm, laß uns gehen!“ rief Sing Loh und stürzte dem Schutz der hohen Kampferbäume zu, wohin sich die beiden Japaner schon längst zurückgezogen hatten. Alex war nahe daran, dem Chinesen zu folgen, als er eine Hand auf seinem Arm fühlte. Gar bittend schaute ihn der junge Tayale an, doch lag in seinen Augen trauriger Zweifel.

„Wer weiß, ob er in seinen unwirtlichen Höhen einmal das findet, was sein Herz so ganz mit Freude erfüllt“, überlegte Alexander.

„Möchtest du es sehr gerne haben?“ fragte er, obschon er wußte, daß der Junge ihn kaum verstehen konnte, doch mit dem feinen Gefühl des Wilden hatte der Tayale den Sinn der Frage erfaßt. In seinen Augen glomm jähe Hoffnung auf, und zögernd, beinahe furchtsam streckte er die auffallend magere Hand aus.

Da flog ein Lächeln wie Sonnenschein über Alexanders Gesicht. Er legte das Flugzeug in die Hände des Fremden und sagte freundlich: „Ich habe so vieles, wofür ich Gott danken muß! Nimm und werde froh!“

Einen Augenblick später sprang auch er in den Schatten der Bäume und sah nicht mehr das beglückte Aufleuchten der dunklen Augen.

V.

EINE PFLICHTVERGESSENHEIT

Martina fühlte sich so wichtig wie eine richtige Missionschwester. Es gab unglaublich viel zu tun, denn die großen Neujahrsfesttage, die in Ländern, wo Chinesen wohnen, immer so lärmend begangen werden, weil alle bösen Geister mit scharlachroten Flaggen und mit Feuerkrachern verjagt werden müssen, dauerten volle zwei Wochen. Niemand war zu halten. Die kleinen Japanerinnen trugen die Fahne mit der aufgehenden Sonne herum, spielten daheim und auf der Straße Federball und aßen zähe Mochikuchen; die kleinen Formosanerinnen (im Grunde nichts als lang ansässige Südchinesinnen) durften zur Neujahrszeit in ihren neuen Gewändern herumgehen, alle Festlichkeiten mitmachen und in Gesellschaft der Eltern das Theater besuchen, das ein Vergnügungsort von größter Wichtigkeit war. Man begab sich schon am Nachmittag zur Vorstellung, speiste im Theater und kehrte, wenn das Stück sehr kurz war, einmal nach Mitternacht zurück. Die größeren Mädchen aller möglichen Rassen, die in der Klosterküche Schwester Perpetua helfen sollten, kehrten ungeachtet aller Ermahnungen spät abends todmüde heim und liefen, wenn sie gescholten wurden, nicht selten überhaupt von der Mission weg, und so kam es, daß Schwester Dolores noch mehr Arbeit als sonst in Haus und Kirche hatte, Schwester Helene sich nach Kräften um die nun freien Teemädchen kümmerte, und Martina entweder in der Küche oder bei den ganz Kleinen mithalf.

„Spiel' mit ihnen und laß sie Weihnachtsliedchen singen“, rief Schwester Helene im Vorbeihasten Martina zu,

„aber achte darauf, daß sie nie auf die Straße laufen und auch nichts essen, was nicht hier im Kloster gekocht wurde!“

Schon seit vier Tagen war Martina eine von sich sehr eingenommene, aber pflichttreue Ersatzschwester, nun Schwester Perpetua in der Küche helfend und nun unten, bei den Kleinen, Aufsichtsperson spielend, als ihre unangezweifelte Tugend eine ungewollte, aber verhängnisvolle Trübung erhielt.

„Stille Nacht, heilige Nacht . . .“

Sie sangen es alle sehr brav, diese Kleinen, wenn sie auch anstelle von Nacht „nacki“ sagten und immer wieder das L mit dem R vertauschten. Da öffnete sich die Türe und ein Mischblut, — die Tochter eines Formosaners und einer Tayalenfrau — trat ein. Miao Han, eine dicke, fünfjährige Koreanerin, trippelte ihr entgegen. Tsang Liu, die dreijährige Südchinesin, folgte ihrem Beispiel. Der Gast packte allerlei kandierte Früchte aus: Bananenscheiben und Ananaswürfel, getrocknete Baummelonenschnitten und zuckerbekrustete Litschifrüchte. Martina wollte Einspruch erheben, als Tsalo-To ihre Schätze auspackte und unter die Kinder verteilte.

„Schwester Helene hat es strenge verboten . . .“ begann sie.

„Sei den Kleinen doch nicht um diese geringe Freude neidisch! Ich war doch auch einmal bei der Mission. Heute allerdings . . .“ — sie schwieg und verteilte emsig weiter. „Koste selbst, um dich zu überzeugen, daß alles frisch und gesund ist.“

Martina zögerte, kostete, fand die kandierten Früchte ausgezeichnet und aß mit. Das fremde Mädchen war nahezu erwachsen und mußte wohl wissen, was recht war. Draußen ging Schwester Dolores vorüber. Sollte sie die Schwester fragen? Sie tat es nicht, denn die Kinder hatten ja alle schon gegessen und jetzt zu sprechen, hätte ihr wohl nur eine Rüge eingetragen . . .

„Nimm noch!“ sagte die Fremde, leerte den Rest in Martinas Schoß und entfernte sich. Krähend fielen Miao Han und Tsang Liu, ihre beiden Lieblinge, über die restlichen Süßigkeiten her.

Nach einer Weile forderte Martina die Kleinen wieder zum Singen auf, doch Miao Han runzelte finster die Brauen

und erklärte: „Nixi meh . . . tille Nacki . . . heilige Nacki . . .“ Tsang Liu saß in einer Ecke und sah ebenfalls recht unfreundlich aus.

„Martina, komm und hilf mir mit dem Geschirr!“ rief Schwester Perpetua aus der Küche. „Die Mädchen sind noch nicht heimgekehrt, Schwester Helene mußte zu einer Kranken eilen und Schwester Dolores hat alle Vorbereitungen für den abendlichen Segen.“

Schweigend wischte Martina Teller auf Teller. Der Kopf war seltsam leer und ein Kältegefühl wollte und wollte nicht weichen. Ihr Blick trübte sich, ein Sehnen nach Ruhe überkam sie. Klirrend fiel ein Teller auf die Fliesen nieder. Ohne sich zu entschuldigen, wie im Traum, starrte das Kind darauf. Schwester Perpetua war auch müde. Sie betrachtete ihre kleine Helferin nicht näher, sondern rief kurz angebunden über die Schulter zurück: „Geh nur, ich werde schon allein fertig werden!“ Warum konnte sich Martina nicht entschuldigen?

Stumm entfernte sich die Kleine, betrat den großen Spielsaal und fand zu ihrer Freude auffallende Ruhe. Miao Han saß noch immer finster da und Tsang Liu rief ihr zornig entgegen: „Tutse buhao!“ Martina spürte plötzlich, daß auch sie selbst arge Leibschmerzen hatte.

„Nicht weinen, bald kommt Schwester He! Du hast zu viele Früchte gegessen“, flüsterte sie und versuchte, Tsang Liu in die Arme zu nehmen.

„Tutse buhao!“ schrie das Kind und stieß sie weg.

„Wie geht es dir, Miao Han?“ fragte Martina und zog das Kind an sich. Sie erhielt keine Antwort, und als sie sich niederbeugte, fielen ihr die blauen Lippen und die eisigen Hände der Kleinen auf.

Die Glocke rief zum Segen.

„Wartet . . . wartet ein klein wenig . . . ich rufe Schwester He!“ Kältegeschüttelt kreuzte sie den Hof. Heller Lichtschein fiel aus der Kirche, Schwester Dolores sang. Bläuliche Weihrauchwolken umwogten den blumengeschmückten Altar . . .

Das waren Martinas letzte Eindrücke. Sie sank auf die Steine nieder und da fanden sie die Schwestern nach dem Segen.

Als sie nach Tagen die Augen wieder aufschlug, saß Frau Baumann an ihrem Lager. Es war nicht das kleine Kloster-

bett, sondern ein ganz großes Eisenbett in einem hellen Saal mit vielen gleichen Betten.

„Wo bin ich?“ — „Im Krankenhaus, Kind. Du wirst bald genesen und morgen schon holt Schwester Helene dich heim.“

„War ich lange krank?“ — „Nein, nur vier Tage. Man hat dir sofort eine Serumeinspritzung gegeben, sonst wäre es dir wie Miao Han und der Tsang . . .“

„Tsang Liu?!“ — „Ja, wie der armen Tsang Liu gegangen. Beide sind tot.“

„Tot?!“ Martina fuhr voll Entsetzen hoch. „Tot?!“ wiederholte sie tonlos.

„Tot.“ Frau Baumann nickte. „Und nun sag' mir Kind, was ist an jenem Tage vorgefallen?“ Martina vermochte nicht zu sprechen. Mit qualvoller Genauigkeit sah sie alle Vorgänge jenes Tages: den Besuch der Fremden, die Gaben . . .

„O ich bin schuld . . . ich bin an ihrem Tode schuld . . .“ schluchzte Martina und es dauerte lange, ehe die ganze Geschichte herauskam, und weil Martinas Reue einen Rückfall herbeizuführen drohte, der bei ihrer Zartheit tödlich enden konnte, eilte Frau Baumann zu den Schwestern und bat sie, das Kind zu beruhigen und heimzuholen. Es geschah noch am gleichen Abend und niemand machte ihr einen Vorwurf, aber von da ab ging sie immer still und in sich gekehrt herum, lachte nicht und wollte auch nicht mehr mit den ganz Kleinen spielen.

Eines Tages traf sie Schwester Dolores allein im Klosterhof, da sagte ihr diese: „Martina, es kam, wie es Gottes Fügung war. Trauere daher nicht über Unabänderliches! Du bist noch sehr jung und hast die Tragweite deiner Tat nicht zu erkennen vermocht. Merke dir jedoch, daß unser Tun nicht nur uns allein, sondern auch viele andere Menschen berührt oder berühren kann.“

*

AUF DEM LANDGUT

Martina erholte sich bald so weit, daß sie dem Unterricht der Schwestern folgen konnte, aber ihre Wangen blieben bleich und ihre Augen ernst. Sie konnte Miao Han und Tsang Liu nicht vergessen. Schwester Dolores fand sie nun öfter als vorher in der Kirche sitzen oder knien und verstohlen weinen. Wenn gefragt, warum sie weine, erwiderte sie nur:

„Ich bete für Vater und Mutter.“

In der Tat trafen die Briefe aus Hankau immer seltener ein. Frau Barch war von den Ärzten nach Europa zurückgeschickt worden und Herr Barch lebte in einer Stadt, die von zwei feindlichen Heeren umzingelt würde. Auch waren räuberische Überfälle keine Seltenheit. Umso sehnsüchtiger klammerte sich das kleine Mädchen an Alexander, den sie jeden Sonntag bei Baumanns sah und dem sie all ihre Eindrücke und ihre geheimen Sorgen anvertraute.

Am Lichtmeßmorgen drückte Schwester Dolores Martina ein brennendes Kerzlein in die Hand und sagte lächelnd:

„So sollst auch du in dir das Licht anstecken, auf daß es allen Menschen leuchte.“

Und Schwester Helene fügte hinzu: „Laß dein Herz wie diese Kerze sein, deren heller Schein weithin reicht. Gott will frohe Herzen, weil es so viel Leid auf der Welt gibt.“

Martina dachte über all diese Worte nach und beschloß, künftighin mit ihrem eigenen Kummer nicht auch noch andere Herzen zu beschweren, daher lächelte sie Herrn Baumann entgegen, als sie in das Sprechzimmer zu ihm gerufen wurde. Er sagte unvermittelt:

„So lange deine Eltern dir ferne sind, kleine Martina, bin ich dein Vater und meine Frau deine Mutter, und da wir merken, daß du dich nach deiner Krankheit so gar nicht zu erholen vermagst, haben wir beschlossen, dich auf einige Wochen auf unser Landgut zu bringen. Meine Frau wird dich begleiten, denn ich bin nicht abkömmlich, und nun rate, wer noch nach Taikei kommt?“

„Alexander?“ fragte sie mit aufleuchtenden Augen.

„Ja, dein Bruder. Pater Hubertus sagte mir, daß er sehr gute Fortschritte mache und daher vierzehn Tage Ferien

nehmen könne. Heute um zwei Uhr wird euch Tante Baumann abholen. Halte dich bereit!"

Nun konnte Martina aus tiefstem Herzensgrund lächeln.

Es war eine wunderschöne Zeit, der kurze, milde Winter schwand und die herrlichen Blumen der Subtropen erblühten in verschwenderischer Fülle. Eine Unzahl nie geschauter schimmernder Käfer und großer Falter tauchten auf, bunte Vögel saßen auf blütenduftenden Zweigen, seltsame Früchte reiften. Martina lebte wieder auf, ihre Wangen röteten sich und ihre ernsten Augen glänzten wieder freudedefroh.

Nach dem Frühstück durften sie Kubimacho san, den japanischen Knecht, zu den Reisfeldern hinabbegleiten, die jetzt eher einem See oder Sumpf glichen, in denen die starken Wasserbüffel pflügen mußten, oder sie fuhren auf dem zweirädrigen Wagen zu Herrn Burns, dem Engländer, der meilenweite Zuckerpflanzungen und eine Zuckermühle hatte, in der das bräunliche Rohr zerkleinert, zermalmt, ausgedrückt und zuletzt sogar verbrannt wurde, während der grießartige Zucker nach und nach feiner, weißer und wohlschmeckender wurde.

Manchmal halfen sie auch Tante Baumann im großen Garten, pflückten pflaumenähnliche Baumtomaten oder rissen die riesigen Papayas, die Baummelonen ab, die dicht am Stamm wuchsen, grün als Gemüse gekocht und reif als Obst gegessen wurden, oder sie spielten allerlei Spiele mit den braunen Logannüssen, von den Chinesen „Drachenaugen“ genannt.

Da man indessen nicht immer nur herumrennen oder spielen kann, wanderten sie bald nach Taikei hinab, befreundeten sich mit dem japanischen Schulmeister, und wurden endlich von ihm aufgefordert, am Unterricht teilzunehmen. Martina verstand noch wenig, Alexander dagegen hatte bei der Mission eine ganze Menge gelernt und konnte sogar schon ganz gut den Pinsel führen. Nun saßen sie oft stundenlang auf den Matten, die Schuhe vor dem Haus, die Beine gleichsam als Kissen benützend, malten die schwierigen japanischen Buchstaben, rechneten auf der Rechenmaschine und versuchten, japanische Lieder zu singen, was meist mit einem großen Lachorchester endete, denn asiatische Musik ist sehr verschieden von der westlichen, und was dem einen Ohr angenehm klingt, ist dem anderen Mißklang und umgekehrt.

Da traf Alex auch seinen Freund, den Sohn des ersten Kaufmanns von Taikei, wieder; nur Sing Loh war abgereist. Eines Tages sagte ihm Toyomoto: „Übermorgen muß mein älterer Bruder viele Waren nach Kapansan bringen. Er hat dich und Sing Loh schon einmal auf der Stoßkarre gehabt und würde uns beide mitnehmen, wenn deine ehrenwerte Frau Tante es gestattet. Ein Schutzmann begleitet uns und wir würden in der Polizeistation übernachten. Da könntest du viele Tayalen sehen, die ihre Tauschwaren dahin bringen. Hättest du Lust?“

Und ob er Lust hatte! Zum Glück verstand Martina nicht genug, um den Sinn des Gespräches verstehen zu können. Vergeblich sann er nach, wie er eine Nacht wegbleiben könnte. Da kam ihm ein Zufall zu Hilfe . . .

„Hört, Kinder“, begann Frau Baumann beim Abendbrot, „ich muß morgen in aller Frühe nach Taikoku zurückkehren, weil liebe Gäste von auswärts gekommen sind, die nicht Zeit haben, mich hier zu besuchen. Ich kann erst übermorgen abends heimkehren, doch habt ihr ja Gesellschaft und Schutz genug.“

Martina nickte und Alexander beruhigte sie mit vielen Scherzworten. Nach dem Abendbrot verschwand er indes plötzlich, schlich sich zu dem Hause des Kaufmanns hinab und sagte:

„O Toyomoto san, ginge es nicht morgen? Morgen dürfte ich mitfahren, weil wir da übermorgen schon zurückkämen! Später geht es nicht, denn ich soll meine Studien in Taikoku wieder aufnehmen.“

Nach einigen Beratungen wurde der Aufbruch für den nächsten Tag um acht Uhr morgens festgesetzt. Überglücklich schlich sich der Knabe in das Landhäuschen zurück und legte sich zur Ruhe.

„Ich will niemanden belügen“, redete er sich ein, „ich möchte Tante Baumann und meiner Schwester nur alle Sorgen ersparen. Wie ich heimkehre, erzähle ich ihnen alles und bitte sie um Verzeihung!“

Ja, wenn es nur ginge, wie man es sich träumt . . .

VII.

AUF DEM WEGE NACH KAPANSAN

„Du bist ein albernes Gör, Martina, das mir keine Freude gönnt“, rief Alexander zornig, als er am nächsten Morgen

auf die Stoßkarre wartete, die unweit des Landhäuschens vorbeikommen sollte.

„Warum hast du Tante Baumann nichts davon gesagt?“ schluchzte die Schwester und versuchte, ihn zurückzuhalten.

„Weil Frauen immer dumme Angsthassen sind!“ erklärte er, stolz, vor drei Tagen dreizehn Jahre alt geworden zu sein.

„Dummheit und Stolz . . .“ begann Martina, doch da tauchte in der Ferne die Stoßkarre auf.

„Ich bringe dir eine wunderschöne Habichtmotte, den größten Nachtfalter der Welt! Du weißt ja, daß man ihn nur auf diesen Bergen findet. Sei nett und heul nicht, denn sonst . . . sonst glauben sie . . ., daß . . . daß . . . ich keinen Mut habe“, vollendete er, denn er wollte nicht, daß Toyomoto erfahren sollte, wie heimlich er sich den Freunden anschloß.

Martina zögerte. Sie wollte den Bruder nicht erzürnen und die Aussicht auf einen solchen Falter war schön, aber . . . aber . . . die Gefahr und die Einsamkeit!

„Nimm mich mit!“

„Ausgeschlossen! Kleine Mädchen sind ein Hindernis auf solchem Wagen. Man muß auf- und abladen können, Kisten schleppen und . . . und . . . so weiter. Hier bin ich, O Toyomoto san! Leb' wohl Schwesterchen, und erwarte mich morgen gegen Abend.“

Er sprang auf die fahrende Karre und verschwand vor Martinas Augen, ehe sie richtig Zeit gefunden, ihm etwas nachzurufen oder ihn noch einmal zu warnen. Es beruhigte sie, daß ein Schutzmann und drei Japaner mitfuhren. Und morgen war er wieder da.

Am Nachmittag begab sie sich zum Schulmeister und auch er verlachte ihre Angst. „Hinter Kapansan beginnt erst die wirkliche Gefahr“, beruhigte er sie und gab ihr viele schöne Falter, auf Reispapier zu malen.

Es war eine märchenhafte Fahrt, nach jeder Kurve zeigte sich ein anderes Bild, jeder Hang bot seinen Reiz; die schwindelnden Fahrten in jähe Tiefen, das Erklettern der Karre von Hängen, die steil anstiegen, der immer größere Weitblick, die mächtigen Kampferräume, die Hanffelder, das hohe Suzukigras, das einem drohenden Riesenfinger glich, das Davonschleichen einer aufgescheuchten Giftschlange, der Falter- und Blumenreichtum — all das verwirrte Alexander, der all diese Eindrücke kaum in sich aufzunehmen vermochte. Bei diesem chinesischen Händler



wurden einige Kisten abgeladen, bei jenem Halbtayalen Früchte in Empfang genommen, hier kurze Rast gemacht und drüben die Kampfergewinnung in all ihren Einzelheiten angeschaut. Der Baum wurde in ganz kleine Stückchen zerschnitten, das Holz ausgekocht, der heiße Dampf durch kühle Rohre, die durch Wasser liefen, geleitet, und die heraustropfende Flüssigkeit in Büchsen oder Krügen eingefangen und nach Taihoku in die staatliche Kampferfabrik geschickt.

In der Nähe einer solchen Anlage hielten sie Mittagsrast, aßen Reis mit gedünstetem Seegras und tranken grünen ungezuckerten Tee.

„Ist es nicht gefährlich?“ erkundigte sich Alexander, dem die Geschichte zu zahm war.

„Nicht hier“, erwiderte der Schutzmann. „Wenn es Tag ist und mehrere Leute beisammen sind, greifen die Wilden nicht an. Sie liegen oft tagelang ganz ruhig im hohen Gras und warten ab. Kommt dann jemand ganz allein des Weges daher, so töten sie ihn aus dem Hinterhalt und springen erst später aus dem Versteck hervor, um dem Opfer den Kopf abzuschneiden. Der Rumpf bleibt liegen.“ „Das ist feige!“ empörte sich der Knabe. „Das ist so“, erwiderte der Schutzmann und zuckte die Achseln. „Im offenen Kampfe wären sie nicht so gefährlich.“

Nun fuhren sie weiter und weiter in das wunderschöne Tayalengebiet hinein. Die Berge waren hochaufstrebend und herrlich grün, selbst da, wo sie erstaunlich schroff in den tiefblauen Himmel ragten. Tosende Gießbäche stürzten herab, nirgends sah man Dörfer, aber da und dort stieg aus dem dichten Grün ein feiner Rauch auf, der auf menschliche Niederlassungen schließen ließ. Palmen wechselten mit dem schlanken Tsuso, der wertvollen *Aralia papyrifera*. Eine Bergratte huschte über den Weg.

Wie lange sie aber auch fuhren, stießen sie nirgends auf Eingeborene, obschon es Alexander war, als bewege sich manchmal das hohe Suzukigras ganz leise, wenn die Karre schon lange an einer Stelle vorübergefahren war.

Am Spätnachmittag erreichten sie die Polizeistation von Kapansan, ein Dorf ohne Frauen, sehr günstig auf einer kleinen Hochebene gelegen, von der aus man ein sehr weites Gebiet übersah und das gegen Angreifer gut zu halten war. Nette japanische Häuschen aus lichtbraunem Holze bildeten eine, sich vor dem Hause des Polizeiinspektors allmählich zu einem Platze weitende Straße, in deren Anfang, etwas zurückweichend, das Schulgebäude stand. Tayalen in verschiedenen Altersstufen liefen auf der kurzgrasigen Wiese einem Balle nach. Toyomoto sprang von der Stoßkarre ab und winkte Alexander, ihm zu folgen.

Alexander hatte sich sehr genau umgeschaut, ob der Knabe, dem er das Flugzeug geschenkt hatte, auch hier anwesend war, doch gab es keinen Jungen, der ihm ähnelte,

und auch seine Frage nach einem Knaben mit solchem Spielzeug verlief ergebnislos.

Alexander wohnte beim Polizeiinspektor, saß auf den tadellos reinen Matten, aß mit Stäbchen aus henkellosen Tassen und Näpfen, trank ungezuckerten Grüntee und erzählte von Europa. Ein junger Schutzmann saß neben dem großen Reisgefäß und schaufelte immer wieder den „ehrenwerten Reis“, der das Brot ersetzte, nach, Sonst gab es geröstete Bambusschößlinge, fein geschnittene Lotoswurzeln, die mit ihren Löchern an Schweizer Käse erinnerten, geräucherten Aal und als Nachspeise aus Öl gebackene Bananen.

Vor dem Schlafengehen lief Alexander schnell noch einmal vor die Türe und schaute im strahlenden Vollmondlicht sehnsüchtig nach den wunderbar gezeichneten unzähligen Bergrücken, die kulissenartig die kleine Hochebene von Kapansan umgaben. Nirgends sah man auch nur eine Spur von Niederlassung und dennoch sollten alle diese Höhen dicht bevölkert sein, aber die Bauten lagen hinter hohen Urwaldbäumen verborgen und der Weg dahin sollte weit und anstrengend sein. Genau wußte es niemand, denn die Tayalen ließen keinen Fremdrassigen eindringen.

VIII.

EIN HELFER IN DER NOT

Am nächsten Morgen, gleich nachdem Alexander etwas Grüntee getrunken und kalten Reis dazu gegessen hatte, eilte er ins Freie. Die Sonne war eben aufgegangen und die dicht bewaldeten schroffen Berge leuchteten wie Edelsteine. Tautropfen zitterten an den langen schmalen Blättern des hohen Suzukigrases und der dichte Nebel unter Kapansan glich brandender See.

Toyomoto trat dem Knaben lächelnd entgegen.

„Ich muß beim Verpacken der Waren für Taihoku helfen“, sagte er, „doch einer der jungen Schutzleute trägt die beiden Kisten nach Habun hinab und ist bereit, dich mitzunehmen. Am Tage besteht keine Gefahr, aber vermeide es dennoch, vom freien Weg abzuweichen. Jedes Gebüsch kann gefährlich werden.“

So kam es, daß Alexander nicht mit einem alten Bekannten nach Habun, der letzten Siedlung von Nicht-Tayalen, hinabstieg, sondern mit einem verläßlichen Schutzmann, der jedoch keine persönliche Bindung zu ihm hatte. Es war ein prachtvoller Morgen und als sie die beiden Flüsse kreuzten, hätte Alexander vor Seligkeit laut hinaus-singen mögen.

„Nun müssen wir über jene Brücke“, erklärte der junge Japaner, das lange Schweigen brechend und deutete auf etwas, das keiner Brücke glich. Eine Anzahl von schwebenden Brettern reichte über das tiefliegende breite Flußbett und während man auf diesen engen Brettern ging und sich in Kopfhöhe an einem Seil aus Urwaldkriechern hielt, begann die seltsame Brücke immer mehr und mehr zu schaukeln, bis man das Gefühl hatte, herunterfallen zu müssen. Alexander klammerte sich sehr fest an die hochgespannten Lianen und schob sich vorsichtig weiter, bis unweit des anderen Ufers die Schwingungen wieder nachließen und er mit einem Seufzer der Erleichterung abspringen konnte.

Habun bestand nur aus einigen strohgedeckten niederen Hütten und einem japanischen Holzhäuschen, in dem ein Ehepaar wohnte, das es sich zur Aufgabe gemacht hatte, den Wilden Gutes zu tun. Die beiden alternden Leute lebten schon seit Jahren in diesem Engtal und hatten sich einige Halbwilde zu Freunden gemacht, die hier in den winzigen Hütten wohnten und sich von dem Ehepaar begehrenswerte Dinge wie Salz, Zucker, Kerzen, Nadeln und ähnliches für sich und ihre Stammesgenossen schenken ließen und sie dafür vor einem feindlichen Überfall bewahrten. Zuzeiten stiegen sogar kranke Tayalen bis hierher herab und suchten sich Rat und Hilfe, doch bis nach Kapan-san gingen nur die Beherztesten und selbst von jenen nur die, die Waren tauschen wollten.

Alexander begrüßte das Ehepaar, das sich mit dem Schutzmann in ein längeres Gespräch einließ, Waren entgegennahm und auch wieder mitgab, und diese günstige Gelegenheit benützte der Knabe, um sich die wenigen Bauten anzusehen. Die düsteren baufälligen Hütten waren indessen schnell in Augenschein genommen, ebenso das winzige Reisfeld hinter dem Japanerhäuschen, der Garten mit Tropenfrüchten, der Fluß, der sich in scharfen Kurven hinter dem rasch ansteigenden Berg verlor, und deshalb

wanderte Alexander unwillkürlich am Flußrand den einladenden Höhen zu. So schnell würde der Schutzmann, wie er wußte, nicht den Heimweg antreten und vor Mittag verließ auch die Stoßkarre noch nicht Kapansan. Hierher aber, das fühlte er, würde er wohl nie wieder zurückkehren . . .

Der dichte Wald nahm ihn auf. Waren das prachtvolle alte Kampferbäume, von deren glänzendem Laubwerk feiner Duft aufstieg! Wie schlank waren die Stämme der wertvollen Tsuso, wie undurchdringlich dicht das Dornengeranke im Waldesinnern! Wie großartig wirkten die schroffen Berge, je höher man kam und je weiter der Ausblick wurde!

Etwas Weißliches zeigte sich unter niederem Strauchwerk, schlich einem braunen Haufen zu — was war es? Vorsichtig kroch der Knabe näher. Das braune, Zuckerhutförmige war . . . war . . . ein Ameisenhaufen und das Tier, dessen lange Zunge vorschob und in den Haufen stieß . . ., war . . . ein Schuppentier. Der langgestreckte Körper war ganz mit Schuppen bedeckt, der Kopf spitz zulaufend, der Schwanz ebenfalls spitz und schuppig, und nur die Äuglein funkelten lebhaft aus diesem erstaunlichen Schuppenpanzer. Das mußte er näher untersuchen.

Das Schuppentier aber, das die weichen Ameisen gerne untersuchte, wollte von solchem Tun vonseiten eines Zweibeinigen nichts wissen. Viel schneller als Alexander vermutet hatte, lief das Tier dahin, erst am Fluß entlang, doch später im Busch verschwindend. Ohne sich zu besinnen, eilte der Knabe nach, verfing sich im Klettergeranke, schob sich auf allen Vieren unter dornigen Sträuchern durch, entging wie durch ein Wunder der Umschlingung einer Giftschlange, die von einem Aste baumelte und die er in ihrem Morgensonnenbad gestört hatte, und hielt endlich atemholend auf einem freien Hang inne. Das Bild hatte sich völlig verändert. Der Fluß, die Niederlassung, ja sogar der Berg von Kapansan war verschwunden und vor sich sah er neue, aufragende, mit seltsamen Spitzen verschönte Berge, mehrere Hochtäler und Flächen, die scheinbar bebaut waren. Hohes Suzukigras bildete eine Mauer gegen den nahen Wald hin und aus einer Baumkrone sprang in weitem Bogen ein fliegendes Eichhörnchen mit ausgespanntem Flugfell. Das wollte er sich aus der Nähe ansehen . . .

Wieder lief er, Ort und Zeit vergessend, über die unebene Wiese, die in Wirklichkeit ein aufgelaßenes, weil ausgenütztes Feld war. Sein Fuß versank in jähe Vertiefungen, und als er endlich die Stelle erreichte, an dem das niedliche Tierchen gelandet haben mußte, war es natürlich längst verschwunden. Etwas anderes aber wurde hörbar, wenn es auch unsichtbar blieb. Ein leises Rascheln im nahen Strauchwerk, und das Suzukigras jenseits des schmalen Pfades, den er jetzt erst bemerkte, schwankte wie im Wind, obschon es vollkommen ruhig war.

Alexander blieb stehen, spähte angestrengt in das Dunkel des Dickichts und spürte, wie sein Herz laut zu pochen begann. Umkehren? Mit dem unsichtbaren Feinde im Rücken? Vorwärtsgehen? In das Feindesland hinein? Um Hilfe rufen? Wer sollte seinen Notschrei vernehmen? Aber auch ein Stehenbleiben barg zu viele Gefahren in sich. Er würde sich in das Suzukigras flüchten und versuchen, durch den daranschließenden unteren Teil des Waldes allmählich eine Schleife zu bilden und dem Fluß entlang nach Habun zurückzueilen.

Mit einem Satz verschwand er im hohen Gras und lief schneller als er je zuvor gelaufen war, aber er fühlte, daß die Wedel, die sich bewegten, immer die Stelle verrieten, an der er war.

Das Rascheln hinter ihm wurde merklich stärker und zu seinem Schrecken sprang von der entgegengesetzten Richtung ebenfalls etwas . . . jemand . . . auf ihn zu. Im nächsten Augenblick vernahm er ein scharfes surrendes Geräusch und spürte gleichzeitig, wie zwei Hände ihn heftig zu Boden rissen.

„Ein Kopffäger!“ dachte er und empfahl seine Seele Gott.

Er war mit dem Gesicht nach unten gefallen, nun versuchte er sich halb aufzurichten und seinem Gegner in das Gesicht zu schauen. Sein Blick traf eine nackte Gestalt, die einen Bogen in der Hand hielt und düster auf ihn niederstarrte. Vom Gürtel hing eine strohumwickelte Scheide, in der ein langes Messer stak, das der Wilde nun langsam hervorzog und zu Alexanders erneutem Schrecken jemandem reichte, der anscheinend hinter ihm stand. Als er rasch den Kopf umdrehte, erblickte er ein Knabengesicht, in das langsam ein Lächeln stieg.

Sein Bekannter mit dem Flugzeug!

Der Tayalenknabe reichte dem Manne mit dem Bogen das Messer zurück und schien eine Erklärung zu geben. Alexander wurde allmählich der Zusammenhang klar. Der Mann hatte ihm aufgelauert und ihm den Pfeil nachgeschickt und der Knabe hatte ihn erkannt und ihn niedergewunden, um ihn zu retten. Nun gab er dem Manne, dem er „Yaba: Vater!“ zugerufen hatte, das Messer zurück, um anzudeuten, daß auch er nicht den Kopf des Fremden nehmen wolle.

Ein längeres Wortgefecht entspann sich. Der Knabe schien etwas zu wünschen, das der Mann nicht zu gewähren geneigt war. Nach einer geraumen Weile gab der Bogentragende ein Zeichen und entfernte sich, obschon er die beiden Knaben immer noch im Auge behielt. Da neigte sich der Tayale zum Weißen nieder, zog ihn hoch und versuchte, ihm mit Hilfe von Zeichen, japanischen Brocken und allerlei Lauten begreiflich zu machen, daß sein Vater — der große, große Häuptling (hier rollte er die Augen!) — wohl auf seinen Kopf verzichte, weil er, Tainu, ihn sich als Gabe erbeten habe, daß er aber die Bedingung stelle, der weiße Knabe solle mit ihnen in das ferne Dorf ziehen und da leben. Ob für immer oder nur für eine Zeit, konnte Alexander nicht erfahren.

Der Tayale deutete mit dem Zeigefinger auf sein Herz und sagte: „Tainu!“ Das entsprach einer Vorstellung. Dann fragten seine Augen den Fremden.

„Alexander!“ erwiderte dieser und lächelte.

„A . . . x . . . x . . . dere?“ begann der Tayale, ließ sich das Wort wiederholen, lachte laut und herzlich auf, schüttelte den Kopf und sagte dann: „Ale!“ Das mußte genügen.

Stumm deutete er zu den schroffen Höhen des allerletzten Bergrückens hinauf, dann schlug er einen kaum sichtbaren schmalen Pfad durch das Dickicht ein.

IX.

KUMMERWOLKEN

Es dämmerte schon, als Frau Baumann in Toyen den Zug verließ und sich seufzend auf die Stoßkarre setzte, die der alte Diener ohne große Hast ins Rollen brachte. Unweit

des Landgutes sah sie eine kleine Gestalt stehen, die in ihrer Haltung etwas Bedrücktes hatte.

„Bist du es, Martina?“ fragte sie. „Wo ist dein Bruder?“

Martina zögerte. Sie hätte Alexander so gerne eine Rüge erspart, aber nun war nichts zu machen, daher berichtete sie von des Knaben Fahrt nach Kapansan, und schloß mit den Worten: „Er muß jeden Augenblick zurückkehren, die Stoßkarre hat sich nur verspätet. Ich war schon zweimal unten bei Toyomoto sans Vater.“

Wie erwartet, war Frau Baumann sehr böse, um so böser, als sie selbst nie Kinder gehabt hatte und deren Unarten gar nicht verstehen konnte. Sie tadelte Martina, ihn nicht zurückgehalten zu haben und drohte mit allerlei Strafen; die schlimmste in den Augen des kleinen Mädchens war die, nie wieder nach Taikei kommen zu dürfen.

Um 6 Uhr war es tiefe Nacht.

„Darf ich noch einmal nach Taikei laufen?“ fragte Martina, die ganz still in einer Ecke gesessen und sich nicht gerührt hatte. Frau Baumann nickte kurz und ungnädig. Wahrscheinlich wagte sich der ungehorsame Bengel gar nicht heim. Erst nach geraumer Weile kam das Kind zurück. Es war sehr blaß und sagte tonlos:

„Die Stoßkarre ist nicht zurückgekehrt. Das soll noch nie geschehen sein; doch ist der Kaufmann der Ansicht, es würden Geschäfte sie zurückgehalten haben. Morgen früh werden sie hier sein, denn in der Nacht wäre eine solche Fahrt mit zu großen Gefahren verbunden.“

Schweigend nahmen sie das Abendbrot ein. Nach leisem Gutenachtgruß schlich Martina auf ihr Zimmerchen und weinte sich in den Schlaf.

Als Frau Baumann am nächsten Morgen auf die sonnenüberflutete Veranda trat, sah sie vom Ort her schon Martina laufen, und begriff plötzlich, wie hart sie gegen dieses, im Augenblick vater- und mutterlose Kind gewesen war, das selbst ja keine Schuld hatte und das ebenso sehr besorgt wie sie selbst schien.

„Bringst du Nachricht?“ rief sie der Kleinen entgegen.

„Der Kaufmann ist vor einer halben Stunde auf einer Stoßkarre nach Kapansan gefahren. Spätestens zu Mittag wird er wieder hier sein, denn er hofft, die Heimkehrenden unterwegs anzutreffen.“

Indessen wurde es Mittag und Nachmittag und weder der Kaufmann noch sonst jemand aus dem Kopfjägergebiet

kehrte zurück. Frau Baumann begann ernste Befürchtungen zu hegen, wollte jedoch ihren Gatten nicht beunruhigen und zögerte, ihm eine Depesche zu schicken. Martina ging bleich wie ein Schatten umher und hielt es nirgends aus.

Es dunkelte schon, da vernahmen die Harrenden Stimmengewirr. Der Dorfschutzmann, der Kaufmann und seine beiden Söhne, der Lehrer aus Kapansan und der junge Schutzmann, mit dem Alexander nach Habun hinabgestiegen war, traten ein und zögernde Erklärungen wurden gegeben. Der Knabe war in Habun verschwunden und niemand hatte seither von ihm etwas gesehen oder gehört. Die freundlichen Nachbarn des Ehepaares hatten ihre Kinder hoch in die Berge geschickt, doch war es ihnen unmöglich gewesen, die geringste Spur zu finden oder irgend eine Auskunft zu erhalten. Ein einziger, wenn auch sehr schwacher Hoffnungsstrahl hatte sich gezeigt: wenn niemand etwas vom Knaben gehört hatte, so hatte auch niemand den leblosen Rumpf gefunden. Vielleicht hatte der Knabe sich verirrt und tauchte irgendwo wieder auf. Oder er war — was kaum glaublich schien — in ein fernes Dorf entführt.

Da neigte sich der Kaufmann über Martina, die vom Stuhl gesunken war und die Besinnung verloren hatte.

„Pflegen Sie dieses Kind, Baumann sana“, sagte er, „damit der Vater, wenn er aus China zurückkehrt, wenigstens eine Blüte am Zweig seines Lebensbaumes findet.“

Da konnte die geprüfte Frau endlich weinen und liebevoll nahm sie sich des kleinen Mädchens an.

Am folgenden Tag kam Herr Baumann, fand Martina fiebernd, seine Frau verzweifelt und den Kaufmann sehr betrübt an, denn dieser hatte keine Ahnung gehabt, daß Alexander ohne Erlaubnis losgefahren war. Sie fuhren beide nach Kapansan, stiegen nach Habun hinab, versprachen hohe Belohnungen und suchten eine Woche lang nach Spuren, aber weder die das Gebiet durchstreifenden Schutzleute noch die Schulkinder, die in ihre Dörfer zurückgekehrt waren, um Nachforschungen anzustellen, wußten etwas zu melden. Alexander war und blieb verschwunden.

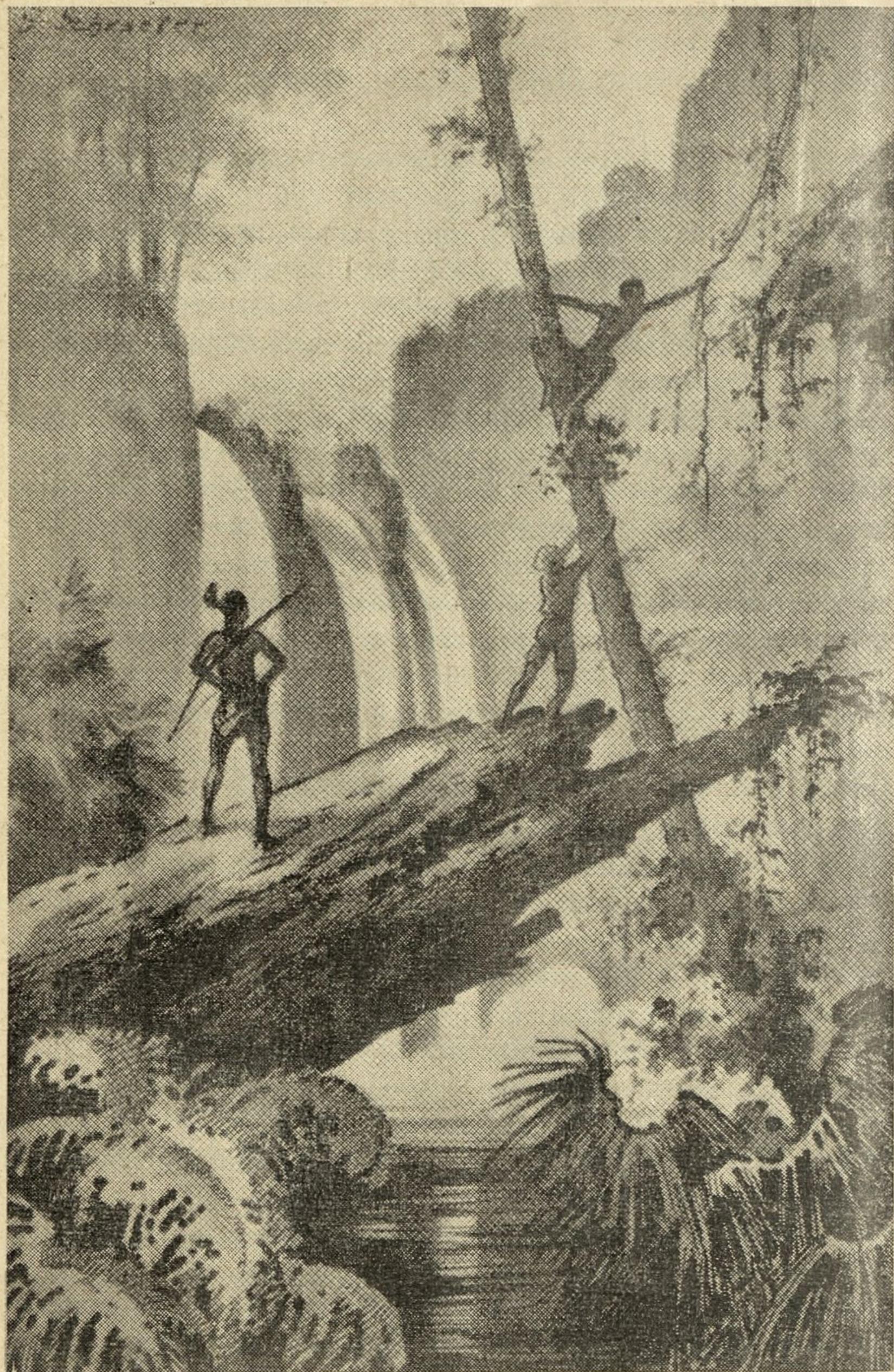
*

ERSTAUNLICHES WANDERN

Das war ein seltsames Wandern, das nun für Alexander begann. Der Pfad war so schmal, daß er einen Fuß genau vor den anderen setzen mußte, um an steil abfallenden Stellen nicht auszugleiten. Manchmal krochen sie auf allen Vieren über gestürzte Urwaldbäume, dann schwangen sie sich nur mit Hilfe von Lianen über tosende Gießbäche oder erkletterten einen Baum, um von der mächtigen Krone aus andere Kronen zu erreichen, oder sie wateten knietief durch breite Flüsse, um über scharfkantiges Gestein steil anzusteigen. Manchmal sahen sie ein fremdes Tier — den weißen Formosaaffen, den ganz schwarzen, nur auf Formosa auffindbaren Mikadofasan, irgend eine bunte Giftschlange oder vogelgroße Falter; manchmal trafen sie auch schon Leute auf den kleinen Hirsefeldern, meist Frauen, die einen Tätowierungsstrich vom Mundwinkel bis zum Ohr trugen und die Alexander gar nicht so erstaunt anschauten, wie er es erwartet hatte.

Tainu kletterte mühelos über hohe Baumwurzeln und auf Urwaldbäume, Alexander jedoch fürchtete sich vor den so oft auftauchenden Schlangen, denn er hatte die Abneigung seiner Rasse gegen diese unangenehmen Kriechtiere, während der Häuptling sie entweder mit einem Pfeilschuß tötete oder ihnen, wenn sie nahe genug waren, mit dem Messer den Leib durchhieb. Die beiden Teile der Schlange bewegten sich hierauf unabhängig voneinander, ein für den weißen Knaben schauriger, weil ungewohnter Anblick. Auch giftige Spinnen, mit langen haarigen Beinen fielen aus ihrem plötzlich zerstörten Gewebe und wurden von Tainu geschickt gefangen und zerdrückt.

Die Sonne war schon im Sinken und immer noch setzten die drei ihre beschwerliche Wanderung fort, denn oft mußten die hindernden Dornranken einzeln mit dem langen Messer durchschnitten werden, ehe man weitergehen konnte, und selbst wenn der Pfad über einen freieren Hang führte, zeigten sich im Boden so viele Wurzeln von abgehauenen Urwaldbäumen, daß es Mühe kostete, über das Wurzelwerk hinwegzuklettern. Da Tainu sich mit der Gewandtheit eines Affen über alle Hindernisse hinwegkämpfte, wollte Alexander sich von einem Wilden nicht



beschämen lassen und überwand daher so gut als möglich die Schwierigkeiten des Weges und auch die zunehmende Müdigkeit.

Groß und voll stieg der Mond herauf. Sie hatten die Spitze des ersten, wirklich hohen Berges erreicht und ge-

nossen nun einen wunderbaren Fernblick. Gegen Norden zeigte sich ihnen das weite Meer, gegen Westen, tief unter ihnen, Bergkette an Bergkette, Hügelland hinter Hügelland und Alexander erkannte, daß der Punkt, auf dem er sich nun befand, gerade die Spitze war, die er am Vorabend so sehnsuchtsvoll betrachtet hatte. Nun blickte er mit weit größerer Sehnsucht nach dem Fleckchen Erde, auf dem Lichter auffunkelten und das Kapansan sein mußte . . .

Der Häuptling gab ein Zeichen und wieder nahmen sie die Wanderung auf, doch diesmal stiegen sie den Berg ein ziemliches Stück nieder, begannen den Aufstieg eines zweiten Berges und erspähten plötzlich Lichter. Ein merkwürdiger Laut wie der Schrei eines Nachtvogels durchschnitt die Luft und wurde erwidert, hierauf näherten sie sich dem Feuerschein und standen bald inmitten eines unregelmäßigen, von Bäumen ganz beschatteten Dorfes. Der Häuptling trat aus dem Kreis um das Feuer heraus und begrüßte die späten Gäste. Sein Blick ruhte scharf prüfend auf dem weißen Knaben, über den Tainu Auskunft gab.

Ein Zeichen und sie durften sich am Feuer niederlassen. Alexander sank todmüde auf den Erdboden, schaute indes- sen ungeachtet seiner schmerzenden Glieder voll Neugierde auf das merkwürdige Bild. Die meisten Männer trugen lange und reichverzierte Stäbe in den durchbohrten Ohr- läppchen und hatten um den Hals viel Muschelschmuck. Die meisten hatten ein Stück Hanftuch seitlich umgeworfen, doch Knaben unter sechzehn Jahren waren nackt. Sie näherten sich dem Europäer und befühlten der Reihe nach sein Haar, seine Haut und seine Gewandung, und als er lächelte und sie eine Goldplombe in einem Backenzahn er- spähten, wuchs er mächtig in ihrer Achtung. Er verstand nichts von ihren Reden, obschon Tainu sich bemühte, eine sprachliche Verbindung herzustellen, aber sie zeigten ihm ihre Waffen, ihren Schmuck und ihre Geräte und freuten sich, wenn er vor Verwunderung die Augen rollte oder zu ihrer Belustigung die köstlichsten Grimassen schnitt, und noch ehe man sich endlich niederlegte, fühlte er, daß man Tainu ungeheuer um diesen seinen „Schatz“ beneidete. Ein Häuptlingssohn hatte einmal einen jungen weißen Affen gefangen und ihn gezähmt, aber einen echten „Weißgesich- tigen“ hatten die meisten noch nie gesehen, um wieviel weniger ein Besitzrecht auf solch ein Wunder gehabt.

Ungeachtet seines hohen Wertes war Alexander in seinem Herzen tiefunglücklich, denn er wußte, wie sehr sich Martina kränken würde und er hatte wenig Hoffnung, aus seiner Gefangenschaft entweichen zu können. Abgesehen von seinen seelischen Leiden waren auch die körperlichen gar nicht unerheblich, denn seine Beine schmerzten und seine Nase wurde durch einen schier unerträglichen Gestank beleidigt, der aus der Erde unter ihm hervorzquillen schien. Die Hütte, in der sie lagen, war klein und luftlos und von Zeit zu Zeit kroch etwas über den Knaben hin — irgend ein langbeiniges Insekt, vor dem ihm ekelte.

Zum Glück wußte er nicht, daß der Gestank von einer Leiche herrührte, die unter ihm in der Erde lag, denn die Tayalen pflegen ihre Toten in den vier Ecken der Hütte zu begraben und diese erst zu verlassen, wenn alle Ecken ihren Toten haben . . .

Beim ersten Morgengrauen wurde Alexander aufgerüttelt und mußte weiter wandern, und scheu bewundernd sahen ihm die halbwüchsigen Jungen nach, doch war er weit entfernt davon, sich über diese Auszeichnung zu freuen, denn es war ihm nicht entgangen, daß der fremde Häuptling mit Tainu um den Kopf des weißen Knaben verhandelt und sehr schöne Messer und viel Schmuck dafür geboten hatte. Würde er immer nur ein Wertgegenstand bleiben, den man veräußern konnte? Da entschloß er sich, rasch die Sprache der Tayalen zu erlernen, um diesen Freund auch wirklich zu seinem Freunde zu machen. Da er schnell auffaßte und sich nun auch sehr große Mühe gab, war er bald imstande, mit seinen Weggefährten ein bescheidenes Gespräch zu führen und sogar der Häuptling, der sich bisher ablehnend verhalten hatte, mußte sich über den Lerneifer des „wandernden Kopfes“, wie er den weißen Knaben getauft hatte, wundern. Er nannte ihm die Namen verschiedener Pflanzen und Kräuter und zeigte ihm ihren Zweck und Wert.

„Vielleicht werde ich noch ein sehr weiser Wilder!“ dachte Alexander und mußte über sich selber lachen, um nicht vor diesen Menschen einer fremden Rasse weichlich zu weinen . . .

*

Wie eine silberne Wolke nahte die frühe Dämmerung, da stiegen die drei Wanderer wieder einen steilen Berg hinauf und als sie den Gipfel erreichten, stieß Alexander unwillkürlich einen Schrei des Entzückens aus, denn von hier aus übersah man einen Großteil der herrlichen Insel und auch des Meeres, das wie ein schimmernder Riesenopal tief, tief unten lag; fern im Westen sank die Sonne eben als blutroter Ball . . .

„Hier ist es schön!“ sagte der weiße Knabe, doch der braune verstand ihn und nickte. Ernst begann er zu singen, eher als zu sprechen: —

„Mitawange . . . mitakusha, malahanwange . . . malahan-kusha . . .“

Es klang wie ein Gebet. Viel später erst begriff Alexander den Sinn dieser Worte: „Schau die Sonne (den Himmel) an und seinen Segen auf Wasser und Erde!“ So oft die Tayalen aufschauen, sehen sie über sich den tiefblauen Himmel und wenn sie herabschauen, immer Wasser, nicht nur Wald, deshalb ist Wasser und Erde für sie gleichbedeutend. Ohne Wasser und Erde kein Leben und ohne Sonne — oder Himmel — kein Segen . . .

Schweigend kletterten sie jenseits des Gipfels nieder und folgten einem Kammweg. Wieder glomm in einiger Entfernung Licht auf und diesmal begann Tainu zu laufen. Zögernd blieb Alexander zurück und schritt anseiten des Häuptlings weiter, dessen Blicke er prüfend auf sich ruhen fühlte. Plötzlich streckte der ältere Mann die Hand aus und ergriff den Knaben am Arm. Alexander war tief erschrocken, bemühte sich indessen, nichts von seiner Furcht zu verraten, weil er einmal irgendwo gelesen hatte, man solle Wilden gegenüber nie feige erscheinen. Ohne zusammenzuzucken blickte er dem Häuptling fest in die Augen. Da ließ dieser den Arm los und ein Lächeln huschte über seine Züge.

„Gut!“ sagte er in seiner Sprache und noch einmal „gut!“ und der weiße Knabe fühlte, daß er eine schwere Probe gut bestanden hatte.

Die größte Hütte des Dorfes war die des Häuptlings. Tainu kam seinem Freunde entgegengesprungen und führte ihn in den feuererhellten Raum.

Auf einem Stein vor dem schwingenden Kessel saß eine magere, stark tätowierte Frau mit Augen wie die eines Nachtvogels. Sie musterte den fremden Jungen vom Scheites bis zu den Schuhen.

„Yaya!“ erklärte Tainu und sah vergnügt aus. Das war seine Mutter.

„Eh?“ brummte der Häuptling und sank auf einen anderen Stein dicht am Feuer. Das war eine Aufforderung an seine Gattin, den Fremden zu begutachten, denn er gab viel auf ihr Urteil.

„Mala!“ sagte sie, was ‚Schutz‘ bedeutete. Der Fremde war des Schutzes würdig.

So wurde „Ale“, wie er von nun ab allgemein genannt wurde, aufgenommen.

Am nächsten Morgen führte ihn sein Freund vor das Dorf, nahm einen Stein, zeigte ihn Ale und begrub ihn dann tief in der Erde.

„Viele, viele, viele Sonnen kommen, Monde gehen, Kinder kommen, Greise gehen, unsere Freundschaft (Ich — und — du — Freund, wie er es nannte) immer, immer gleich.“

Da wußte Alexander, daß ihm ein Treuschwur geleistet worden war und er nicht mehr um sein Leben zu fürchten brauchte. Später, als sie beim Morgenimbiß in der Hütte waren, goß erst der Häuptling, dann dessen Frau etwas Hirsebier in ein merkwürdiges Gefäß, das an einem Stück Holz zwei viereckige Näpfe hatte. Aus diesem Gefäß mußten beide Kinder gleichzeitig trinken. Das war ihr Bruderkuß.

Da tat das Kind des Westens etwas, das ihm auf alle Zeiten das Mutterherz der Tayalenfrau eroberte. Er kniete vor ihr nieder und legte sein Haupt auf das Knie der Sitzenden, die ihn erst erstaunt ansah, doch dann ganz leise und vorsichtig über sein weiches Haar fuhr.

„Sohn!“ sagte sie und würde von da ab jeden zerrissen haben, der ihm ein Leid getan hätte.

Am folgenden Morgen waren seine Kleider verschwunden und er dachte, daß Tainu sie vielleicht genommen hätte, um auch einmal wie ein Kind des Westens gekleidet zu sein, doch irrte er sich: der Häuptling, den er, genau wie Tainu, nun Yaba, das heißt Vater nannte, brachte ihm ein hanfenes Lendentuch, etwas, das eine kurze Hose sein wollte und ein gestreiftes Hanftuch, das einen Arm freiließ

und den anderen ganz verdeckte, und gleichzeitig Rock, Mantel und — wenn es regnete — Schirm war. Schuhe und Strümpfe waren verschwunden und es wurde ihm lachend bedeutet, barfuß zu gehen und seine große Zehe zu üben, allerlei Dinge damit zu greifen. Nur das Haar war noch nicht lange genug, um in der Mitte geteilt und zu Zöpfen geflochten zu werden.

Es ging sich nicht leicht ohne schützende Schuhe, aber nachdem die Erde im Dorf ziemlich glatt war, gewöhnten sich die Fußsohlen allmählich an zunehmende Härte und an alle Unebenheiten und nach vierzehn Tagen hatte er, wie er sich eingestand, die „Haut eines Büffels“ und lief darauf wie Tainu auf seinen ebenso festen Fußsohlen.

Wohl überkam ihn manchmal in der Mitte der Nacht qualvolles Heimweh, doch die Notwendigkeit einerseits, sich nie schwach zu zeigen und die Unzahl der mächtigen neuen Eindrücke halfen ihm, diesen Schmerz wenigstens teilweise zu überwinden.

Das war kein Wunder, denn jeder Atemzug brachte Neues. Man saß zum Beispiel im Dämmern vor der Hütte, aus der schon der Duft gebratener Wurzeln und Kräuter drang. Da fiel auf den Erdboden ein großer flatternder Schatten und es folgte ein scharfer saugender Ton. Im Malaienapfelbaum krachte und knisterte es und, als Tainu Pfeil und Bogen brachte und ins Dunkel schoß, fiel eine Riesenfledermaus herunter. Es war ein fliegender Hund, der auf Obstdiebstahl aus war. Schnell wurde ihm das schöne braune Fell abgezogen und der kleine Körper in heißer Asche gebraten. Die riesigen Schwinge benützten die Knaben, um sich eine Art Flugzeug daraus zu machen.

Wenn im Dorfe nichts los war, nahm die Häuptlingsfrau die beiden Söhne — wie sie sie nannte — noch tiefer in die Berge hinein, bis sie eine Stelle fanden, auf der keine Urwaldriesen standen, sondern nur wenig wertvolles Gehölz zu sehen war. Viel wurde umgehauen, dann zündete man das trockengewordene Strauchwerk an und ließ es abbrennen. Wenn dies geschehen war, wurde der Erdboden mühsam mit einer Art Hacke umgegraben, doch war dies Frauenarbeit, bei der die Knaben nie mitzutun brauchten. War ein Stück Wald so weit urbar gemacht, so waren sie frei und begleiteten den Häuptling und die übrigen Männer auf die Jagd. Ale hatte längst einen Bogen erhalten, mußte sich immer neue Pfeile schnitzen und schoß bald mit großer

Geschicklichkeit. Das Fleisch der Vögel, die sie heimbrachten, brieten sie, doch aus den Federn machten sie sich allerlei Kopf- und Schulterschmuck zurecht und legten auch manche hübsche Arbeit beiseite, um Geschenke zu haben, wenn die große Wanderschaft begann. Der Vaternvater des Häuptlings hatte eine Frau vom Amistamm zur Frau gehabt und dadurch bestanden noch immer Beziehungen zur Sippe über den Klippen.

„Wir wollen das Weißgesicht vorführen“, erklärte der Häuptling, der auf diesen seinen zweiten Sohn nicht wenig stolz war, und Tainu tanzte einen wilden Freudentanz.

„Ich liebe es, wenn die Erde unter meinen Füßen wegläuft“, sagte er, damit seine Wanderlust andeutend.

So trafen sie ihre Vorbereitungen zur langen Wandererschaft.

XII.

BEI DEN KLIPPENBEWOHNERN

Der Wilde hat es in einer Beziehung besser als der Weiße: er ist nie mit Gepäck beschwert. Was er am Leibe trägt, höchstens noch ein Messer, das in einer Strohscheide vom Gürtel hängt, Pfeil und Bogen und etwas mehr Schmuck um den Hals als daheim üblich ist — Schmuck, der unterwegs verschenkt oder umgetauscht werden kann — ist des Wilden Reisegepäck. Wandert er durch Freundesland, so findet er überall Nachtlager und Speise, und zieht er durch Feindesland, so schläft er in Baumkronen oder in einem Felsloch, nährt sich von Wurzeln und wilden Früchten und trocknet das naßgewordene Gewand an den warmen Strahlen der Sonne oder an einem Herdfeuer, das er selbst entzündet. So ging es auch den dreien, die Bergkamm auf Bergkamm kreuzten. Wenn sie Feuer haben wollten, rieben sie ein hartes und ein weiches Holz, bis Funken flogen und trockenes Gras in Brand setzten. Wenn sie Hunger verspürten, schossen sie einen fliegenden Hund oder einen Vogel und brieten ihn; wenn sie sich in der Nähe eines feindlichen Stammes wußten, benützten sie die Vollmondnächte zu lautlosem Weiterschleichen und bauten sich für den Tag aus breitblättrigen Zweigen eine Art Hütte, in der sie, allen Blicken entzogen, in Ruhe schlafen

konnten. Kamen sie dagegen zu freundlichen Stämmen, so wurden sie reich bewirtet und „Ale“ mußte da seine schönsten Künste zeigen. Daheim hatte er mit Martina oft alle möglichen Tänze getanzt und dazu gesungen und wenn er sich nun im Feuerschein vor den federngeschmückten Wilden drehte, glaubte er sich selbst in einen Traum versetzt, aus dem er einmal zu erwachen hoffte.

Nach vielen Tagen erreichten sie das Gebiet der Bunun und waren sehr vorsichtig, an welchen Stämmen sie vorbeikamen. Einige waren in früherer Zeit Menschenfresser gewesen und in ihren aus Schieferplatten gebauten Hauswänden sah man oft als Verzierung eine ganze Reihe von Menschenschädeln. Die den Winden ausgesetzten Dächer waren ebenfalls mit schweren Schieferplatten gedeckt und oft noch mit Steinen beschwert, und anstelle von dichten Wäldern gab es oft öde, mit dornigen Sträuchern bewachsene Hänge. Die Kleider der Wilden aber waren schöner und reicher, und die Frauen trugen auf einer Art Mütze sehr viele Goldmünzen chinesischer Herkunft, Familienerbstücke, über deren Ursprung es besser war, nicht Nachforschungen anzustellen. Die Häuptlinge trugen eine eigenartige Haube, die unter dem Kinn gebunden wurde, doch rückwärts vom Kopfe wie ein Schwanz abstand, von dem kurze Schnüre hingen. Um den Hals hatten sie ein Band aus vielen Inselsamenarten und Muscheln und das weitärmelige Kleid war reich gestickt. Diese Gewänder erhielten sie von den angesiedelten Chinesen in der Ebene, denen sie viel Kampfer, allerlei seltene Federn und das wertvolle Tsuo brachten.

„Es ist gut, daß Du wie eine Schlange nach dem Häuten aussiehst“, flüsterte Tainu ihm bei einem Festgelage zu, „denn mehr als einer, der im Tal vermißt wird, hat seinen Begräbnisplatz im Magen dieser Leute.“

Alexander freute sich daher, als sie das Gebiet der Bunun wieder verließen, über eine bogenartige Bambusbrücke zum Nachbarstamm und endlich zu den befreundeten Amis gelangten.

Aus schwindelnder Höhe fielen die Klippen steil ab und vor dem entzückten Auge breitete sich der unbegrenzte Stille Ozean aus.

„Wieviel habe ich in meinem Leben schon gesehen!“ dachte Alexander und das Heimweh, das ihn nie ganz verlassen wollte, schlug mächtig hoch in ihm. Ach, nie würde

er die kühlen Wälder wiedersehen, nie mehr die Stimme der Seinen hören.

„Bist du traurig?“ fragte Tainu.

„Weit, weit weg sind meine Berge“, sagte der Knabe leise, „und da sitzt eine Mutter und wartet; da denkt ein Vater an seinen einzigen Sohn und . . .“ aber er sprach nicht weiter, denn als er an zwei Kinderaugen dachte, war es ihm, als müsse ihm das Herz brechen.

Träumend schaute der junge Wilde in die Ferne.

„Jeder Vogel will heim ins eigene Nest fliegen . . .“

Dann schwiegen beide und folgten dem Häuptling in das Amidorf. Hier sahen die Häuser wie Kinder aus, denen das Haar ungekämmt in die Stirne hängt. Hirsestroh hing oft unordentlich über den Giebel nieder oder lag windzerzaust in Büscheln auf dem Dache. Ein Wägelchen mit zwei plumphen Rädern zeigte, daß dieser Stamm schon allerlei heimzuführen hatte und die großen Männerhüte, an denen rote wollene Quasten wie Glöckchen baumelten, verrieten chinesischen Einfluß. Auch der Webstuhl war ein besserer, ob schon die Frau auch da mit ausgestreckten Beinen auf der Erde saß, wenn sie daran arbeitete.

Die Knaben freundeten sich bald mit den Eingeborenen an, halfen dem Töpfer Töpfe drehen und sie bunt bemalen, schwangen die schweren Holzstößel und ließen sie auf die Hirse fallen, trugen Wasser aus dem Busch und schleppten die gereinigte Hirse in die pfahlbautenartigen Getreidekammern hinter dem Dorfe. Eines Tages zogen zwei weiße Jäger vorbei und Alex hörte, wie der eine ausrief: „Schau, zwei kleine Wilde, zwei ungewaschene Schönheiten!“ Sein Begleiter lachte nur und ging weiter. Da fühlte Alexander, daß er scheinbar alles, sogar seine Rasse verloren hatte.

Doch als er lange in tiefes Grübeln versunken dahingegangen war, dachte er plötzlich mit eigener Freude im Herzen:

„Nur meinen Gott habe ich mir erhalten . . .“

Wer das hatte, konnte wohl nie ganz verlorengelassen werden.

Als sie an diesem Abend nach Stammessitte um die große Holzschüssel saßen und ihre Finger hineintauchten, sagte Tainus Vater:

„Meine Brüder des Herzens (damit meinte er seine Freunde) fahren morgen nach der Insel Botel Tobago. Ich war noch nie auf dem Wasser, das still wie blaue Suppe daliegt. Wollt ihr mitfahren, ihr beiden?“

Ein Freudenschrei begrüßte die Mitteilung und machte jedes weitere Wort überflüssig. Als es tagte, standen sie unten, im Schatten der hohen Klippen, und bestaunten das Boot, das seine breiten Segel dem Morgenwinde öffnete.

XIII.

DIE LEBENSRETTUNG

Der Häuptling fand die ersten Stunden der Fahrt so angenehm wie die beiden Knaben, die tüchtig mithelfen mußten. Auch als das Fischen mit Netz und mit Angel begann, zog er vergnügt mit an der langen Leine, doch als sie mehr und mehr in die offene See gerieten, verringerte sich seine Freude und verschwand endlich ganz. Der eine Schiffer hatte immerzu die Farbe des fernen Horizonts betrachtet und alle Insassen des kleinen Fahrzeugs waren merkwürdig aufgereggt gewesen, obschon das Meer bleiern still lag und der Wind kaum die Segel blähte.

„Vom Norden herab kommt etwas!“ sagte der älteste Mann und verteilte die Ruder. „Es ist besser, wenn wir uns nicht nur auf den Wind verlassen.“ Sie ruderten mit gutem Willen, bis sich die Sonne dem Meere zuneigte und der Wind so kräftig wurde, daß die Segel genügten.

Da begannen sich die Wellen langsam zu kräuseln, nicht als ob der zunehmende Wind sie aufwirbelte, sondern als ob das ganze Meer ins Kochen gekommen, denn von unten aufgewühlt, brodelten sie drohend und schienen von allen Richtungen gleichzeitig auf das Boot zuzuzischen. Die Ami zogen die Segel ein, wobei Alexander eifrigst half, der Häuptling aber lag auf dem Boden des Fahrzeugs und rührte sich nicht, denn er war noch nie auf dem Wasser gewesen und fühlte sich sterbenskrank.

„Wilde Tiere reißen in meinem Innern an mir“, stöhnte er, und auch Tainu saß zusammengekauert da und glaubte, daß ihm die Fische in den Magen gesprungen wären. Da schoß der erste Stoß des wirklichen Taifuns gegen das Schiffelein, erfaßte es und trieb es in rasender Fahrt südwärts, zum Glück Botel Tobago zu, dessen Umrisse man in der wachsenden Dunkelheit nur unklar sehen konnte. Stoß auf Stoß, Welle auf Welle.

„Um diese Insel toben immer die furchtbarsten Stürme“, klagte der alte Amihäuptling und bemühte sich, hinter die schützenden Berge zu gelangen. Auch da würden die Wellen noch schroffen Bergspitzen gleichen, aber der Wind würde etwas von seiner Kraft eingebüßt haben, sobald die weite Bucht erreicht war.

Das Boot ächzte in allen Fugen, der Vater Tainus mußte gehalten werden, um nicht — willenlos wie er nun war — einfach den Wellen zum Opfer zu fallen, die alles Lebende hinwegzuspülen drohten. Als die schützenden Berge kurze



Zeit Erleichterung brachten, erholte sich Tainu weit genug, um mit zwei Amileuten ans Land zu waten. Alexander bemühte sich mit den beiden anderen Schiffern um den kranken Häuptling, der sich kaum aufrichten konnte und während sie vergeblich versuchten, ihn zum Aussteigen zu bewegen (ihn schreckte das selbst hier unheimlich bewegte Meer), pfiff der Wind um die Ecke und brachte das Fahrzeug zum Kentern. Hoch türmten sich die Wellen, die Amileute schwammen, so schnell sie konnten, der nahen Küste zu, doch der weiße Knabe wollte den Vater seines Freundes nicht ertrinken lassen. Mit allen seinen Kräften bemühte er sich, den scheinbar Bewußtlosen mit der einen Hand festzuhalten und mit ihm dem Lande zuzuschwimmen, doch die immer steigenden Wogen einerseits, die Schwere des Körpers, den er mitziehen mußte, andererseits, verbunden mit der Finsternis, die jeden Ausblick nahm, verlor er immer

mehr die Hoffnung auf Rettung. Das Heulen des Sturmes, das Tosen der Brandung verschlang seine Hilferufe.

„O Gott, hilf mir!“ betete er. „Gewiß habe ich in meiner Kindheit Schwimmen gelernt, um nun ein Menschenleben retten zu können!“ Da zeigten sich Fackeln am Strande und lautes Geschrei gab ihm die Richtung an. Er watete nun bis zum Hals im Wasser, zog den Häuptling hinter sich her, wurde von einer Woge erfaßt und blitzschnell den am Ufer Harrenden zugetragen, die ihn und seine Bürde ergriffen und verhinderten, daß beide zurückgeschwemmt wurden, als die Welle zurückflog.

Dann brachte man die Gäste in eine der niedrigen, hinter Steinwällen verborgenen Hütten, wo sie nach wenigen Augenblicken in tiefen Schlaf fielen.

Zwei Tage lang vermochten sie überhaupt nicht aus der sturmgeschüttelten Hütte zu treten, doch dann war der Sturm vorüber, die Sonne schien mit tropischer Kraft auf Berge und Strand, und die beiden Knaben tummelten sich froh in der neuen Umgebung.

Tainus Vater sagte nichts, nur seine Augen leuchteten auf, als er seinen Pflegesohn erblickte. Mehr denn je war er entschlossen, ihn in seinen Stamm aufzunehmen und ihn mit den Jahren zum mächtigen Häuptling der Tayalen zu machen.

Die Yamijungen waren viel scheuer als die der übrigen Wilden und es gelang Alexander schneller als Tainu, den Weg zu ihren furchtsamen Herzen zu finden. Als sie indes- sen zutraulich geworden waren, lehrten sie den fremden Knaben das Spielen auf der Nasenflöte, was gar nicht so leicht war, wie es aussah. Zwei nicht zu dicke Bambusrohre wurden nebeneinander gehalten und abwechselnd durch das eine, dann durch das andere Nasenloch hindurchgeblasen. Manche Flöten waren sehr schön geschnitzt und hatten schon kleine Seitenlöcher, doch andere gaben nur einen pfeifenden Laut von sich. Ein anderes Instrument glich einem dünnen Bogen mit winzigen Löchern und auch darauf lernte Alexander spielen. Mit dem Blick auf die zu- meist abgerundeten Berge, versuchte er einfache deutsche Volkslieder auf diesen mangelhaften Tonwerkzeugen zu spielen und wenn es ihm annähernd gelang, ging ihm ein Stich durchs Herz. Als Tainu dies bemerkte, nahm er ihm die Flöte sanft aus der Hand und führte ihn zu den mit Muschelschmuck behangenen Tanzmädchen, die uralte

Tänze zeigen mußten, oder er brachte seinem Freunde herrliche bunte Fische, wie nur die tropischen Gewässer sie haben, oder sie kletterten die Berge hinauf und suchten nach fremdem Samen, aber wo sie auch gingen und was Alexander auch sehen mochte, das Sehnen seines Herzens galt immer mehr der Heimat...

XIV.

MARTINAS BEMÜHUNGEN

Der März ging seinem Ende zu, die ersten wirklich heißen Tage lagen brütend über Formosa. Martina blieb sich immer gleich, sehr ernst und still, und die Röte blühender Gesundheit kehrte nicht wieder zurück. Da sagte Schwester Perpetua zu den beiden anderen Schwestern:

„Ich wollte ihr noch einige Zeit der Erholung gönnen und ihren elften Geburtstag nicht trüben, nun aber muß ihr das mitgeteilt werden, was ihr nicht erspart bleiben kann.“

So erfuhr Martina von Schwester Helene, daß Nachricht aus der Heimat eingetroffen war und daß ihre Mutter nicht mehr auf Erden weilte. Ein Schwesterchen war gekommen und gegangen und nun weilten Mutter und Kind beim lieben Gott...

„Ich möchte auch sterben“, sagte Martina, als sich der größte Schmerz schon ein wenig gelegt hatte. Sie stand vor dem Kirchlein und weinte.

Schwester Dolores trat aus der Sakristei und sagte gütig:

„Man wird erst heimgerufen, wenn die irdischen Pflichten erfüllt sind. Wenn dein Vater heimkehrt, wird er niemand finden — als dich! Du mußt in seinem kummerverdunkelten Leben das einzige Licht sein.“

„Und wenn er nie zurückkommt? Er hat seit vielen Wochen nicht mehr geschrieben.“

„Mußt du auch für ihn beten und ihm auf diese Weise Licht sein...“

Da wagte Martina nicht mehr zu wünschen, ebenfalls sterben zu dürfen, aber sie war so still, daß es Schwester Helene ins Herz schnitt. Sie nahm das Kind auf alle ihre Wege mit und zeigte ihm viel Elend und Kummer. Eines

Tages, als sie wieder von solch einem Gange heimkehrten, sagte die Schwester:

„Schau, Martina, manche Menschen läßt Gott viel leiden, damit sie das Leid anderer zu verstehen lernen, denn wie soll man helfen können, wenn man nicht selbst durch Schweres gegangen ist?“

„Waren Sie auch unglücklich, Schwester?“

„Unser Haus brannte ab, als ich Kind war, Vater und Mutter verbrannten, mein älterer Bruder ging zur See und ertrank, die jüngere Schwester war unbeschützt und geriet auf Abwege. Da ging ich ins Kloster, um für sie alle zu beten — für die Toten und besonders für die Lebende . . .“

So verflossen Wochen und wurden zu Monden und diese Monde schlossen sich zum Jahr. In China tobten die Kämpfe, der Yang-tse war unschiffbar, keine Nachrichten sickerten durch. Lebte Kaufmann Barch oder war er tot?

Eines Tages, als sie Schwester Perpetua beim Geschirrtrocknen half, sagte Martina: „Bald bin ich zwölf Jahre alt. In vier Jahren könnte ich als Novize eintreten . . .“

„Das wird sich alles zeigen, wenn die Zeit inne ist, doch bin ich fest überzeugt, daß wenigstens ein Mitglied deiner Familie zurückkehren wird, und da sollst du dich nicht gebunden fühlen. Wer immer heimkehrt, wird deiner Liebe bedürfen . . .“

„So glauben Sie, daß . . .?“ begann eifrig das Kind.

„Schwester Dolores hatte einen sonderbaren Traum. Sie sah dich auf einer Wiese stehen und die Arme ausbreiten. Da flog dir ein wilder Vogel zu, den du ans Herz drücktest und küßttest, und kaum hattest du's getan, so stand dein tot geglaubter Bruder vor dir . . .“

„Ach, wenn es wahr wäre!“ seufzte die Kleine. Von da ab dachte sie wieder stärker daran, wie er wohl gerettet werden könnte und plötzlich bot sich ihr eine günstige Gelegenheit, etwas für den Verschollenen zu tun. Ein ganz junger und sehr begeisterter Missionär war eingetroffen, doch bat er, nicht bei der Taikohumission bleiben zu müssen, sondern um die Erlaubnis, in das Gebiet der Wilden einzudringen. Er wollte auch ganz langsam und vorsichtig vorgehen und vorläufig einige Wochen in Habun bleiben. Martina, die davon hörte, schlich ihm in die Kirche nach.

Als er sich nach langer Zeit erhob, um die Kirche zu verlassen, fühlte er sich leicht am Gewand gezupft und schon auf den Stufen begann Martina überstürzt ihre Erzählung.

Der junge Missionär hörte sehr gefesselt zu und als sie ihn bat, nichts zu unterlassen, um ihren Bruder aufzufinden, gab er ihr frohen Herzens das Versprechen.

„Ich werde nicht eher zurückkehren, als bis ich seine Spur gefunden habe. Vielleicht ist es mir gestattet, dir gute Nachrichten zu bringen — ich wünsche es — aber selbst wenn ich Trauriges berichten muß, sollst du von mir hören.“

XV.

DAS KOPFJÄGERFEST

Da Tainu und dessen Vater für alle Zeiten genug vom „Wasser, das einer blauen Suppe glich“, hatten, fuhren sie den aller kürzesten Weg zur Hauptinsel zurück und durchwanderten diesmal das ganze Gebiet der Paiwan, die im äußersten Süden wohnen und schon höhere Lebensansprüche machen.

Alexander erinnerte die Tracht der Paiwan, insbesondere die Jacken und Röcke der Frauen, sehr an die südchinesische, nur das Kopftuch, das beinahe turbanähnlich gewunden war, und aus dem manchmal eine Feder schaute, verriet ursprünglichen Geschmack. Halsschnüre und Armbänder wurden viel getragen und nur die ganz jungen Knaben liefen nackt oder mit einem Lendentuch herum, und brachten in riesigen Bambusrohren das Wasser von Fluß oder Quell heim. Die Häuser waren aus ungleichen Steinen gebaut und überall, wo Raum vorhanden war, sah man einen Menschenschädel.

„Von lang, lang zurück“, wurde den Gästen erklärt, aber Alexander dachte, daß dieses „lang, lang“ höchstens wenige Jahrzehnte bedeuten konnte.

Hier schliefen die beiden Jünglinge nicht beim Häuptling, sondern im „Jünglingsheim“, das in jedem Dorf war und unter der Aufsicht eines Dorfältesten stand. Abends, wenn sie alle gut gegessen und dann Betel gekaut hatten, wie das im Süden Sitte ist, pflegte einer von ihnen etwas zu erzählen und so begann Tainu in seiner Sprache, doch mit etwas Anpassung an die Art der anderen Stämme:

„Als unsere Erde noch jung war, standen zwei Sonnen am Himmel, die abwechselnd ihr Licht auf Felder und Wasser warfen. Da war es so unerträglich heiß, daß nie-

mand es aushalten konnte, die Menschen starben, die Bäume die Blätter verloren, die Früchte verdorrten und die Bäche austrockneten. Da sagte ein Tayalenhäuptling:

„Ich will ausziehen und die Sonne bekriegen, denn wir sterben, so lange uns zwei Sonnen leuchten.“ Er zog mit vielen starken jungen Männern aus und wanderte über viele Berge und wurde allmählich alt. Da schickte er einen der jüngsten Männer ins große Tayalendorf zurück und bat um Hilfe. Ein ganz junger Häuptling folgte als einziger dem Ruf, doch trug er seinen kleinen Sohn auf dem Rücken und als dieser erwachsen war, nahm er seines Vaters Pfeil und Bogen und stieg immer höher, bis er der Sonne nahe kam. Er zielte und der Knochen des fliegenden Hundes, der die Pfeilspitze bildete, traf die Sonne. Ihr Blut floß über den ganzen Himmel und viele Nächte und viele Tage war Finsternis. Der Mann aber, der die Sonne besiegt hatte, lag tot auf dem höchsten Gipfel, denn er war zum Greis geworden . . . Daheim jedoch wußte man, daß er gesiegt hatte und das Blut der sterbenden Sonne über den Himmel floß. Nun leuchtete nur eine Sonne und alles erholte sich, wuchs und gedieh. Da tauchte eines Abends ein schwaches bleiches Ding auf und näherte sich. Es war die zweite Sonne. Wenn sie voll ist, sieht man die Spur vom Knochensplitter des Tayalenpfeiles und da nimmt sie wieder ab und wird klein. So waren wir Sieger von altersher und werden es immer sein.“

Viele, viele Geschichten erzählten sie, Nacht auf Nacht, bis der Häuptling sich daran erinnerte, daß er irgendwo auf Erden Weib und Hütte, Dorf und Feld hatte und wieder weiterzog, und während sie wanderten, wurde es Alexander klar, daß schon zwei Jahre verstrichen waren, seit er hinter Habun in den Urwald geschritten und dadurch ein Wilder geworden war.

Der Tayalen-Häuptling merkte, daß Ale, sein zweiter Sohn, zum Manne heranreifte.

„Wenn wir heimkehren, soll Tainu seinen Kopf bringen und dann du, denn früher bist du nicht Mann und kannst nicht Männerrechte fordern. Dann darfst du ein Weib zu dir nehmen und darfst mitsprechen im Rate der Männer.“

Alexander neigte stumm das Haupt und schwieg. Nie würde dieser alte Mann, der in seiner Art so gut gegen ihn gewesen war, verstehen, daß es ihm unausdenkbar blieb, ein Menschenleben zu nehmen. Oft schon hatte er

sich bemüht, Tainu begreiflich zu machen, wie unrecht es war, den Lebenslauf eines Mitwesens zu unterbrechen, aber der Wilde vermochte das nicht zu fassen. „Nur ein Feind!“ oder „Nur ein Unbekannter!“ pflegte er zu erwidern oder er wies darauf hin, daß es Stammessitte war. „Ihr habt auch Krieg“, behauptete er, wenn in die Enge getrieben, und dagegen war nichts zu sagen.

Im ersten Dorfe, das sie im Tayalengebiet erreichten, herrschte große Aufregung. Der Sohn des Häuptlings hatte einen Kopf heimgebracht, einen schönen Chinesenkopf, und dieser sollte gefeiert werden. Der junge Mann, der dadurch zu neuer Würde gelangte, erhielt einen schönverzierten Stab und durfte damit in jede Hütte treten und sich eine Gabe wählen. Alle seine Spielgefährten beneideten ihn und alle jungen Männer begrüßten ihn als einen der ihren.

„Die schönsten Jünglinge sollen den Kopf bewachen“, befahl der Häuptling und als er Tainu und Ale sah, bestellte er auch diese zum Ehrendienst um die „Kopfbude“. Auf einem mit Palmenstroh überdachten, reich geschmückten Gestell thronte das Haupt des unglücklichen Chinesen, das mit halb geschlossenen Augen eigentümlich verzerrt herabzuschauen schien. Die Knaben saßen alle im Kreis um diese „Kopfhütte“, warfen Blumen hinauf, schlugen die Handflächen gegeneinander und sangen:

„Kopf gewonnen aus fremdem Land / Kopf erhascht von unserer Hand / wir sitzen dich zu ehren hier / wir reichen dir Früchte und Hirsebier / sei willkommen in unserer Reih / ruf' deine Freunde auch herbei!“

XVI.

BEIM ZAUBERER

Es nahte schon die Zeit der Sommersonnenwende und selbst hoch oben im Bergwald war es heiß. Seit drei Wochen waren Tainu und sein Freund wieder daheim und Yaya bemühte sich, die mageren Gesellen ein wenig aufzufüttern. Etwas laufende Erde unter den Füßen war gut, aber zu viel machte zu dürrer Ast.

Da rief der Häuptling sie eines Morgens, als alles noch schlief, und führte sie über zwei Höhenrücken. Alexander

schlug das Herz, denn zum erstenmal schlug der Häuptling wieder die Richtung ein, aus der sie vor mehr als zwei Jahren gekommen waren. Hinter dem zweiten Gipfel hielten sie sich indessen mehr nach Sonnenuntergang zu und gelangten allmählich in ein wildes, felsenreiches Zwischental. Sprödes Gras schlug hart gegen die nackten Beine und dornenbesätes Schlinggewächs warf sich über Schiefergeröll.

Der Häuptling blieb vor einer Höhle stehen und hustete zweimal. Ein halbnackter Greis erschien in der düsteren Öffnung.

„Yaba-yaba, hier sind meine zwei Söhne! Sie sollen bei dir bleiben, bis ihnen alle Stammesbräuche bekannt und sie zur Jagd nach dem ersten Kopf bereit sind. Lasse sie bei dir erstarken und mögen sie sodann heimkehren und beweisen, daß sie Männer sind.“

Der Häuptling legte die üblichen Gaben wie Messer, Salz, Tabak, ein Häuflein Bergreis und etwas Hirse als Bezahlung vor dem Zauberer und Wildenarzt nieder, und nahm Abschied von den beiden Knaben, die erst zurückkehren durften, wenn sie den ersten Kopf genommen hatten. Tainu tat es voll stolzer Zuversicht, doch Alexander blickte dem Häuptling nach, so lange das letzte Restchen der wehenden Feder auf seinem Kopfputz zu sehen war, denn er war fest entschlossen, lieber zu sterben, als einem Menschen das Leben zu nehmen, am wenigsten so heimtückisch aus dem Hinterhalt.

Tag auf Tag nahm sie der seltsame, beinahe weißhaarige Greis mit sich in eine andere Gegend, lehrte sie den Wert der Pflanzen, zeigte ihnen, wie man heilen, doch auch wie man jemand vergiften konnte, erklärte ihnen, wie man aus dem Streifen des Windes am besten kommendes Wetter erriet, wie man den Tieren und Vögeln des Waldes Fallen legen mußte und wie man sich das Herz einer störrischen Frau gefügig machte. Am Abend jedoch saßen sie vor der Höhle, blickten aus dieser freien windgefegten Höhe über das Meer und über die Klippen, und lernten uralte Sagen und uralte Lieder wiederholen. Zaubersprüche oder Überlieferungen, alles mußte so lange wiederholt werden, bis jede Gefahr, etwas davon zu vergessen, beseitigt war.

Dann, als das Sonnenrad schon wieder nach unten schwang und die Tage der größten Hitze vorbei waren, begann der Zauberer, Alexanders Haar zu ölen und zu

bürsten und es zu zwei langen Zöpfen zu flechten, die bei Jagd oder im Kriege hochgerollt getragen wurden, sonst aber über Schultern oder Brust herabhängen.

„Die Teilung am Scheitel ist wie die Teilung des Lebens: ein Teil ist Kindheit, der gehört der Mutter, ein Teil ist Manntum, der gehört dem Vater. Über beiden Teilen scheint die Sonne . . .“

Manches von dem, was der Greis ihnen sagte, blieb dem Weißen dennoch unverständlich, weil ihm die letzten Zusammenhänge fremd waren. Als er merkte, daß ihre Zeit, wo ihre Ausbildung zu Ende gehen sollte, nahe war, bat er, mit Tainu von einem fernen Gipfel Kräuter besonderer Art holen zu dürfen, und wie erwartet, begleitete sie der Alte auf diesem anstrengenden Wege nicht. Als die Kräuter schon zu Bündeln geordnet waren, blieb Alexander noch immer sitzen und blickte weit über das Meer hinaus.

„Tainu“, sagte er plötzlich, „ein Fisch verkommt, wenn er ans Land gezogen wird, ein Vogel singt nicht, wenn man ihn in einen Strohkorb steckt, und auch ein Mensch kann nur da gedeihen, wo Altvertrautes ihn umgibt. Mein Herz ist an dein Herz gewachsen wie der Kriecher an den Urwaldbaum, doch meine Seele — das leuchtende, führende Ding in mir — sträubt sich gegen das Nehmen eines fremden Lebens. Die Zeit der Entscheidung naht: Du mußt mich töten und . . . und meinen Kopf in dein Dorf zurücktragen . . . oder . . . oder . . . du mußt mich fliehen lassen . . .“

„Ist das Ding — das leuchtende Ding in dir, von dem du sprichst — so stark, daß du nicht bleiben kannst?“

„Es ist mit meinem Gott verbunden“, sagte Alexander und unwillkürlich schaute er zur strahlenden Sonne auf.

„Ich weiß seit langem, daß deine Gedanken weit fort fliegen wie Vögel, die der Sturm treibt. Der Stein liegt im Boden vergraben . . . Ale . . . ich möchte dich nicht verlieren . . .“

„Komm mit mir“, rief sein weißer Freund, „komm in meine Heimat, wo der Wind über Korn wie über Gold streift, wo die kühlen Tannen fest geschlossen wie eine Reihe von Kriegern stehen und wo im Winter funkelnde Sterne niederflattern . . .“

„Ja, aber diese Sterne sollen kälter als Quellwasser sein . . .“ und Tainu schüttelte sich. Da wurde es ihm klar, daß auch sein Herz an Altgewohntem hing und er begriff das Sehnen seines Freundes.

„Wenn der Mond wieder Farbe verloren hat, sollen wir ausziehen, um einen Kopf zu suchen. Das ist die Zeit, wann unsere Freiheit beginnt. Wir tun, als zögen wir ostwärts, doch werden wir den Pfad nach Westen einschlagen, und dann . . .“ er schwieg und sah finster zu Boden.

„Vielleicht werde ich wieder die dunklen Bäume der Heimat sehen und jene Menschen wiederfinden, die meine Kindheit durchsonnt haben, aber wo immer ich auch gehen werde, meine Gedanken werden dich immer umflattern, Freund, wie die Falter eine sich öffnende Knospe.“

Da lächelte der Tayale, denn ein Wilder empfindet ebenso tief wie wir, aber sein Kummer hält nicht so lange an wie unser Leid.

XVII.

DIE LETZTE BLÜTE

Frau Baumann hielt das Staubtuch in der rechten, einen roten Papierfächer in der anderen Hand, als es draußen klingelte und sie den chinesischen Diener hinausschickte, um nachzuschauen, wer zu dieser unanständigen Stunde — es war etwas über 8 Uhr vormittags — zu läuten wagte.

„Eine glosse Hell ihm dlaußen!“ meldete er.

Das stimmte Frau Baumann nicht vergnügter, denn sie wußte nicht, ob sich das „groß“ auf körperlichen Umfang oder auf hohe Stellung bezog, und um alle Zweifel los zu sein, trat sie in das Vorzimmer, in dem der Unbekannte angeblich wartete.

„Wer in aller Welt . . .?“ begann sie und prallte hierauf vor Erstaunen zurück, „Herr Barch? wirklich und wahrhaftig Herr Barch?“

Kurze Zeit hierauf saßen die drei alten Bekannten beisammen und sprachen auf das eifrigste miteinander. Die Nachricht vom Ableben seiner Gattin hatte Herrn Barch nach Monaten in Hankau erreicht, wo er von Räuberbanden gegen Lösegeld gefangengehalten worden war, doch vom Verschwinden seines Sohnes wußte er nichts, und erhielt erst Kunde davon, als er seinen alten Freunden vorschlug, ihn zur Mission zu begleiten, wo er die Kinder abholen wollte.

„Ich habe schon die Schiffskarten für uns alle in der Tasche“, erklärte er mit vergnügtem Lächeln, „denn vom Osten habe ich genug. Ich sehne mich nach der deutschen Heimat, nach der Kühle unserer Wälder und all den Vorteilen, die uns Weißen eben doch nur ganz Europa bietet. Zudem ist es höchste Zeit, daß der Junge . . .“

Herr Baumann legte die Hand auf den Arm seines Freundes.

„Machen Sie sich auf eine kummervolle Mitteilung gefaßt“, begann er und langsam erfuhr der unglückliche Vater von dem Verschwinden seines Sohnes und von all den vergeblichen Versuchen, auch nur eine Spur von dem Verschollenen zu entdecken.

Was indessen weder Herr noch Frau Baumann vorausgesehen hatten, war der Umstand, daß Herr Barch sich von dem Augenblick an weigerte, seine kleine Tochter zu besuchen. Seine Trauer galt so ausschließlich dem verlorenen Sohn, daß das gutmütige Ehepaar zuerst erstaunt und dann böse wurde.

„Mensch, Sie haben auch noch eine Tochter . . .“

„Mein Junge, mein Junge!“ klagte Herr Barch und gab keine Antwort. Da wurde Frau Baumann so ärgerlich, daß sie das Zimmer verließ.

„Er soll sich schämen, so undankbar gegen Gott zu sein, der ihm das eine Kind erhalten hat!“ brummte sie und ihr Gatte mußte ihr beistimmen. Er hatte von allem Anfang an das stille und bescheidene Mädchen lieber als diesen „ungehorsamen Schlingel“, wie er Alexander im Herzen immer nannte, und konnte seines Freundes Tun gar nicht verstehen.

Erst am folgenden Tage ließ er sich bestimmen, die Mission aufzusuchen, und selbst da begab er sich zuerst zu den Patres und sprach mit ihnen über den Knaben, der so plötzlich verschwunden war. Er begriff das Sehnen des Kindes nach dem großen Erleben und zürnte ihm nicht so sehr wie Herr Baumann, in dessen Augen Alexanders Tat geradezu ein Verbrechen schien. Als er endlich vor Schwester Perpetua stand, war er so sichtlich in bitteres Grübeln versunken, daß die energische Schwester es für gut fand, ihm eine Rüge zu erteilen. Wenn Leute absichtlich blind waren, mußte man ihnen die Augen öffnen . . .

„Sie legen keinen Wert darauf, eine Tochter zu haben“, begann sie, von Frau Baumann schon über alles unter-

richtet, „und ich finde, daß ein junges Mädchen kaum in eine Art Junggesellenheim paßt, denn etwas anderes wird Ihr künftiges Heim wohl kaum werden. Wir Missions-schwwestern sind daher der Ansicht, daß Martina bei uns bleiben soll, wo ein stiller, aber schöner Wirkungskreis ihrer harret und wo sie — Anerkennung und Liebe findet.“

Jetzt wollten diese Schwestern auch noch sein zweites Kind behalten! Da hörte sich doch alles auf. Das würde er sich nicht bieten lassen. Wer war Martinas Vater? Er oder . . . ?

„Ich wünsche meine Tochter nach Europa mitzunehmen“, erklärte er.

„Da müssen wir vor allem das Kind selbst fragen“, erwiderte Schwester Perpetua, denn sie wollte Herrn Barch erst den Wert des jungen Mädchens klar machen. „Martina ist nahezu dreizehn Jahre alt und ungewöhnlich klug für ihr Alter. Wir könnten . . .“

„Sie ist aber doch mein Kind!“ schrie Herr Barch, der ernstlich zu fürchten begann, auch das zweite Kind verlieren zu müssen.

„Ich will meine Tochter sehen!“ rief er unliebenswürdig. „Sie gehört mir!“

„Das soll sie selbst entscheiden“, entgegnete Schwester Perpetua, aber sie schmunzelte dabei in sich hinein, und befahl der chinesischen Novize, Martina zu holen, die sehr bald erschien. Sie trug ein weißes Gewand und ihre weiße Haarschleife war so gebunden, daß sie ein Häubchen vor-täuschte. Sehr groß, sehr still und sehr hübsch war sie geworden . . .

Herr Barch traute seinen Augen nicht.

„Bist du mein kleines Mädchen?“ fragte er und seine Augen leuchteten auf.

„Nein“, sagte sie und senkte die Augen, damit er das frohe Auffunkeln nicht bemerken sollte, „ich bin deine große Tochter, Vater!“

Da nahm er sie in seine Arme und fand auf einmal, daß er ganz und gar nicht ohne dieses sein Kind leben konnte . . .

Schwester Perpetua schmunzelte.

„Schwester“, sagte Herr Barch sehr artig, „gestatten Sie, daß ich meine Tochter (war das plötzlich ein stolzer Ton!) gleich mit mir zu Baumanns nehme? Und was ich noch hinzufügen möchte: In vierzehn Tagen geht das Schiff

von Tainan ab. Bis dahin möchte ich Martinas Bücher usw. gepackt wissen. Vielen Dank!“

„Jetzt weiß er doch, daß eine Tochter Vorteile hat“, sagte Schwester Perpetua zu den beiden anderen Schwestern, denen es beiden leid tat, das junge Mädchen scheiden zu sehen, doch die älteste Schwester erklärte beinahe streng:

„Sie muß ihren Vater begleiten. So ein frauenloser Mann verkommt ja ganz, wenn er nichts weiblich Sorgen- des um sich hat.“

XVIII.

DER TOD STREIFT ALEXANDER

Die Zeit der Vorbereitung war zu Ende. Mit allerlei Zaubersprüchen kräftig gemachte Waffen — Messer, Pfeile und Bogen — wurden den Knaben in die Hand gedrückt, die richtige Stunde des Tages zum Weggehen bestimmt und auch die Richtung angegeben. Langsam schritten die beiden Freunde den hohen Berg herunter und hielten sich zuerst, wie befohlen, ostwärts, doch nach der ersten Nacht, die sie in einer Baumkrone verbrachten, bemühten sie sich, allmählich mehr und mehr nach Westen zu gelangen. Immer wieder kletterten sie einen Berg hinauf und wieder in ein Hochtal hinab, um zu rasten, zu plaudern und dann wieder aufzusteigen, um die nächste Höhe zu überwinden, und nach Ablauf einer Woche sah Alexander in der Ferne viele Lichter tanzen.

„Das ist Taihoku“, sagte sein Freund, der früher viel in diesen Bergen herumgeklettert war.

Ein tiefes Sehnen stieg in dem weißen Knaben auf. Wenn er dahin fliegen könnte, wenn seine Sehnsucht ein Vogel wäre, dessen Schwingen ihn trügen . . .

Ganz andere Gedanken erfüllten dagegen Tainu, der bei all seinen guten Eigenschaften und seiner aufrichtigen Freundschaft für den weißen Freund, doch ein Wilder mit all den wilden Trieben eines solchen war. Für Alexander war der Aufenthalt bei dem Zauberer und Wildenarzt nur ein Ereignis seines Tayalenlebens gewesen — eins von vielen — für Tainu dagegen bedeutete diese Lehrzeit wirklich eine Wende: Er stand vor dem Erreichen der

vollen Manneswürde und alles, was jetzt noch zu tun war, hieß einfach „Kopf“.

Es war etwa zehn Tage seit dem Verlassen der Hütte und sie hatten schon eine ganze Bergkette hinter sich, als Tainu bei einer Rast einen merkwürdigen Laut vernahm. Alexander hörte lange nicht so gut wie der junge Tayale und rührte sich nur nicht, weil beide eben gegessen hatten und ausruhend im tiefen Schatten dichter Sträucher lagen. Tainu lauschte, hob vorsichtig seinen Bogen, lauschte angestrongter, schlich sich auf dem Bauche kriechend aus dem Dickicht hervor. Sein Freund glaubte, daß er irgend ein Tier gesehen hatte und rührte sich nicht. Da flog der Pfeil, ein Schrei, ein Röcheln, Tainu schoß beinahe so schnell wie sein Pfeil auf die Lichtung hinaus, zog sein Messer und hieb dem Schwerverwundeten das Haupt ab.

Als Alexander auf die kleine unebene Wiese trat, vernahm er das letzte Röcheln, sah den Rumpf und in Tainus Händen das blutende Haupt eines chinesischen Grenzsoldaten.

Im nächsten Augenblick lag er auf der Erde . . . besinnungslos.

Es dauerte lange, bis er das Bewußtsein wieder erlangte und sein erster Blick fiel auf den Kopf, den Tainu fein säuberlich auf große Blätter gelegt hatte, während er sich mit noch blutenden Händen um den Freund bemühte.

„Geh weg!“ schrie Alexander und stieß ihn zurück, „rühr' mich nicht an du . . . du . . . Mörder!“

Tainu verstand ihn nicht. Das war sein Kopf, sein erster wunderbarer Kopf, und hier stieß ihn sein alter Freund von sich und schrie ihm etwas entgegen, was wohl ein Schimpf sein sollte? Verständnislos starrte er den Entrüsteten an.

Alexander begriff allmählich, daß dem Tayalen der Begriff für seine Tat fehlte, daß er nicht verstehen konnte, warum nicht jedermann ebenso begeistert wie er selber war, und unendlich müde und traurig sagte er nur:

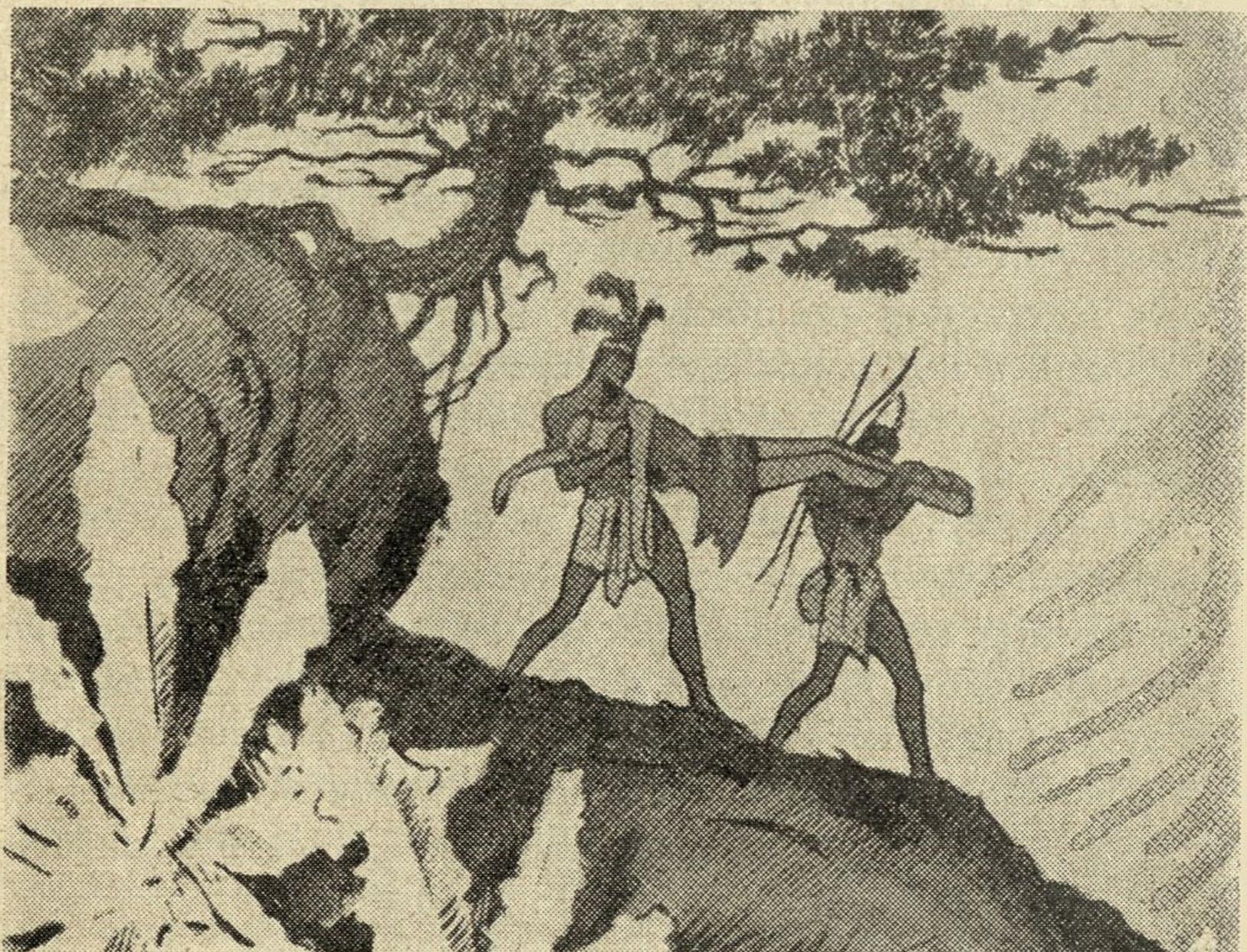
„Geh heim, Tainu, trag' deinen Kopf ins Dorf und . . . laß mich!“

Dann sank er zurück und verfiel in ein hitziges Fieber . . .

Obschon der junge Wilde den Grund der jähren Abneigung nicht verstehen konnte, fühlte er doch, daß der Weiße immer zusammenzuckte, wenn er ihn berühren

wollte, daß er alles zurückwies, was er ihm brachte, daß er aufschrie, so oft er — halb aus seinen Fieberträumen erwachend — den Kopf des Händlers sah, und daher schleppte er ihn tiefer ins Dickicht hinein und begann wieder einen Pfad zu suchen und zu lauschen. Als ein Tayale eines anderen Stammes auf ihn zukam, trat er aus dem Versteck heraus und sagte:

„Nimm diesen Kopf und trag' ihn in dein Dorf — als den deinen!“ Das Opfer fiel ihm schwer. „Ich aber möchte,



daß du mir zum Lohn hilfst, einen Schwerkranken so weit hinabzutragen, bis wir einige Meilen von Kapansan sind. Willst du das?“

Nach einigem Zögern willigte der Fremde ein und vereint trugen sie den immer ärger Fiebernden den Berg hinunter.

„Wenn du dich immer nach Südwesten hältst, kommst du nach wenigen Stunden zu zwei Flüssen. Am Zusammenfluß der beiden liegt Habun. Von da brauchst du nur den Berg zu erklettern und du bist in Paya san (so nennen die Wilden Kapansan, was viereckiges Holz bedeutet), wo die fremden Teufel sitzen.“

„Nimm den Kopf und geh'!“ sagte Tainu, flocht aus allerlei Zweigen eine Hütte um den bewußtlosen Freund und stieg dann zögernd die letzte Höhe hinab.

Viele Monate waren vergangen, seit der junge Missionär Martina versprochen hatte, nach dem Verbleiben ihres Bruders zu forschen. Er war in Kapansan gewesen und hatte sich mit den Tayalenkindern angefreundet, hatte etwas von ihrer Sprache erlernt, hatte einzelne von ihnen sogar bis nach einem der ersten Dörfer begleitet und war wohlerhalten von dort zurückgekehrt, aber niemand hatte ihm etwas von einem weißen Jungen zu sagen gewußt.

Es war eine wunderbare Vollmondnacht und obschon ihn das japanische Ehepaar gewarnt hatte, nie nach Einbruch der Nacht weit von den Hütten zu wandern, fühlte er sich plötzlich versucht, den Fluß entlangzugehen und die herrliche Stimmung zu genießen. Wie Silbertau perlten die Mondtropfen vom steifen Laub der Kampferbäume und auch der Fluß schimmerte wie geschmolzenes Silber. Ohne daß er es bemerkt hatte, war er immer höher gestiegen. Da warnte ihn plötzlich ein leichtes Rascheln, das seiner Ansicht nach von keinem Tier herrühren konnte. Er lauschte angestrengt. Nichts. Vorsichtig drehte er sich um und schritt dem Flusse folgend, wieder hinab, doch diesmal weit schneller als er heraufgestiegen war. —

Da teilten sich die Büsche und im strahlenden Mondlicht stand ein junger Tayale vor ihm. Er trug die Federkrone, die immer anzeigte, daß ein Kind vor der Weihe zum Manne stand und auf Kopffang ausging, und die schönen ernstesten Züge zeigten sehr viel Entschlossenheit.

Eine Minute standen sich die beiden Gestalten ganz unbeweglich gegenüber, dann hauchte der Tayale:

„Kapansan?“

Der Missionär nickte. Sein weißes Gewand leuchtete doppelt im Glanz des vollen Mondes.

„Du Arzt? Du Kräuterzauberer?“ fragte der Wilde und blickte ihn erwartungsvoll an.

Der junge Priester nickte. „Du krank?“ fragte er.

„Ale!“ sagte der Junge und seine Augen umdüsterten sich, „Ale!“

Der Missionär hatte keine Ahnung, was das Wort bedeuten sollte. Er hatte es noch nie gehört. Was tun?

„Du kranken Freund?“

Heftig nickte der Wilde, trat näher, legte die Hand auf den weißen Ärmel und fragte:

„Kannst du . . . rrrrrrr . . .“ er ahmte den Schüttelfrost nach, „wegmachen?“

Der Missionär hatte etwas Chinin bei sich. „Ja.“ Da winkte ihm der Wilde und deutete höhenwärts.

„Ale!“ sagte er noch einmal. Zögernd folgte ihm der Europäer. Es war nicht ratsam, in die Berge zu steigen, aber vielleicht konnte er durch eine Heilung des Leibes einer Seele nahekommen.

Lange stiegen sie schweigend den Berg hinauf, dann bog der Tayale vom schmalen Pfad ab, faßte den Missionär bei der Hand und zog ihn immer tiefer in das Dickicht hinein. Endlich bog er eine Menge dichter Zweige auseinander und nickte stumm. Der Weiße kniete nieder und schaute hinein. Da lag fiebergeschüttelt ein zweiter Knabe.

Schon eine ganz flüchtige Untersuchung zeigte dem Dominikaner, daß es sich nicht um Malaria, sondern um etwas anderes handeln mußte, und er versuchte dem zweiten Knaben begreiflich zu machen, daß er am besten unten, in Habun, gepflegt werden würde. Zu seinem Erstaunen willigte der Wilde sofort ein und vereint trugen sie den in Fieberwahn Redenden und Stöhnenden den steilen Hang hinab. Kurz vor Habun legte der Tayale den Körper nieder, warf sich darüber hin und weinte bitterlich.

„Du trag' ihn — fort!“ schluchzte er, und rief dann ganz verzweifelt: „Ale! Ale!“

Ehe der Missionär ein einziges Wort zu sagen vermochte, hatte er das Buschwerk auseinandergerissen und war verschwunden . . .

XX.

EINE ÜBERRASCHUNG

Was haben Sie denn da? erkundigte sich Miyanoshita sama, als sie am folgenden Morgen den Dominikaner über etwas geneigt sah, das einem Lager ähnelte und in Wahrheit eine Menge Hirsestroh war, über die eine Decke lag, auf der etwas Dunkles schlummerte.

„Ich pflege einen Kopffäger“, erwiderte der Gefragte.

„Er scheint sehr krank zu sein und redet immer unzusammenhängende Dinge. Ich verstehe ja leider die Sprache

noch nicht gut genug, aber er wiederholt immer die Worte ‚Kopf‘ und dann ‚Freund‘ ‚Mörder‘ und ‚Tainu‘. Ich kann mir keinen Reim daraus machen.“

„Die Knaben scheinen auf Kopfjagd gewesen zu sein“, sagte sinnend die Japanerin. „Sie erzählten mir doch, daß auch der andere Wilde den eigenartigen Kopfschmuck trug, den die Tayalen gerne anlegen, wenn sie den ersten Kopf erobern wollen.“

Der Missionär seufzte. War das etwa eine Beschäftigung für ein Menschenwesen?

Es vergingen mehrere Tage und immer noch fieberte der Kranke. Der junge Dominikaner hatte sein Brevier herausgeholt und betete seine täglichen Gebete. Der Abend sank. Die Zikaden zirpten laut im hohen Tropengras, große Nachtfalter flatterten durch das tiefe Dämmern. Da sagte eine Stimme hinter dem Lesenden:

„Sind Sie . . . ein Missionär?“

Der Gefragte schnellte herum, denn die Frage kam vom Wildenlager her und war in deutscher Sprache an ihn gerichtet gewesen. Das war Zauber!

„Sind Sie . . .?“ begann die rätselhafte, schwachklingende Stimme von neuem. Das Buch fiel auf den Boden, der Missionär neigte sich über den Tayalen . . .

„Was in aller Welt . . .?“

Ein sehr schwaches zitterndes Lächeln flog einen Herzschlag lang über die bleichen Lippen.

„Ich bin kein Wilder“, sagte er, „ich bin Alexander Barch . . .“

„Martinus Bruder!“ rief der Dominikaner und schlug die Hände zusammen. „Ja, wie . . . wie . . .?“

„Wo ist Tainu?“ fragte der Knabe plötzlich, dann kam das ganze Erinnern des Schrecklichen über ihn.

„Der Kopf?“ schrie er und sank bewußtlos auf sein Lager zurück. — — —

Eine Anfrage an die Mission in Taihoku hatte dem Missionär die Mitteilung gebracht, daß Herr Barch aus China eingetroffen sei und bald nach Europa weiterfahren wollte, zuerst indessen mit seinen Freunden Baumann eine Woche auf dem Landgut bei Taikei zu verbringen gedachte, um den Ort zu sehen, von dem aus sein Sohn verschwunden war. Trotz dieser Mitteilung wagte es der Missionär nicht, die Freudenbotschaft von Alexanders Rettung zu senden, denn der Knabe lag zwischen Leben und Tod und es würde

für den Vater schlimmer sein, ihn nur zu finden, um ihn zu verlieren, als später zu erfahren, daß er nicht mehr am Leben war . . .

Da sank das Fieber, der Blick wurde klarer, und langsam kehrte das Erinnern zurück. Grauengeschüttelt erzählte er die Geschichte seiner Wanderungen und das Ende seiner Wildenlaufbahn. Ermüdet ließ er sich auf das Lager fallen und schlief bald den ersten festen Schlaf wiederkehrender Gesundheit.

Mitternacht war längst vorüber, da vernahm der Missionär, wie sich die Türe langsam öffnete und eine schlanke Gestalt hereinschlich. Sie näherte sich dem Lager Alexanders, doch berührte sie den Schlafenden nicht, sondern kauerte sich nur in einiger Entfernung von ihm nieder und beobachtete ihn unausgesetzt. Dann, mit einem tiefen Seufzer, öffnete sie ganz lautlos ein Bündel und breitete zu Füßen des Lagers alle seine Schätze aus: Pfeile und Bogen, Schmuck aus Muscheln und Federn, seltene Falter und merkwürdige Samen und als sie alles ausgebreitet hatte, legte sie die Hände vors Gesicht und weinte still, aber bitterlich. Ein Streifen des letzten Mondviertels drang durch die Fensteröffnung und warnte den seltsamen Gast vor dem nahenden Morgen.

„Ale . . . Ale!“ schluchzte er auf, streckte die Hände nach dem Schlafenden aus, und glitt so lautlos durch die Türe wie er gekommen war. Er wußte den Freund genesen, doch ihm verloren und kehrte nun in seine fernen Berge zurück.

*

Am nächsten Morgen fand Alexander all die Gaben zu Füßen seines Lagers und fuhr erschauernd zusammen. Er konnte den Kopf nicht vergessen. Da legte sich eine Hand auf seine Schultern und eine ernste Stimme sprach: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!“

Die Augen des jungen Dominikaners schauten ernst in die seinen.

„Dein Freund kam mitten in der Nacht, um Abschied von dir zu nehmen und dir alles zu geben, was sein eigen war. Du darfst ihn nicht nach den Gesetzen deiner Rasse beurteilen. Er handelte nach seinen Stammesgesetzen und wenn er nicht weitergekommen ist in Wissen von Recht und Unrecht, so trägst wohl auch du selbst mit Schuld daran. Hast du in den Jahren eures Beisammenseins wirklich aus

tiefstem Herzen versucht, ihn Besseres zu lehren? Hast nicht du dich willenlos von den Sitten anderer treiben, wenn nicht ganz beeinflussen lassen? Sieh, er kam aus den hohen Bergen und suchte mich, um dich zu retten. Er verzichtete auf seinen Kopf, der ihm Manneswürde versprach, denn ich habe seither vernommen, daß in einem Dorfe unweit von hier ein großes Kopffest gefeiert wurde, und er ließ dich ziehen, weil er wußte, daß es dein Glück bedeuten würde. Und du?"

„Ich habe vieles unterlassen“, seufzte Alexander und neigte beschämt das Haupt.

„Du warst ein Kind, als du zu den Tayalen kamst“, tröstete ihn der Dominikaner, „aber nun hat das Leben dich zum Manne gereift, obgleich du den Jahren nach erst ein Knabe bist. Du hast viel Wissen erworben . . .“

„Ja, aber ich fürchte, daß ich alles verlernt habe, was ein Junge in meinem Alter bei uns wissen soll . . .“

„Mit Fleiß und gutem Willen läßt sich gar manches nachholen“, tröstete ihn sein Retter. „Nun aber schlafe, damit deine Kräfte rasch zunehmen und ich dich zu deinem Vater und deiner Schwester — sie war es ja, die zuerst von dir zu mir sprach — bringen kann“, und er erzählte ihm von seiner Begegnung mit Martina, von Herrn Barchs Ankunft und vom Aufenthalt der ganzen Familie in Taikei.

„O ich möchte gleich . . . gleich . . . zu ihnen fahren . . .“ sagte Alexander, doch schon während er es sagte, fielen ihm die Augen zu. Er war noch zu geschwächt, um an eine Fahrt auf der Stoßkarre denken zu können . . .

*

So sehr er sich den Seinen indessen auch entgegensehnte, war er in seinen Träumen immer oben bei Tainu. Sie gingen auf die erste Wildschweinjagd und hetzten hinter dem keuchenden Tiere her; der Häuptling lehrte ihn den Bogen spannen, einen Korb flechten, ein Wurfmesser gebrauchen; Yaya zeigte ihm, wie man weben mußte, wie man eine Kräutersuppe kochte, wie man im feuchten Wald dennoch ein Feuer entzündete; Tainu fing ihm eine Riesennotte, den Habichtsfalter, den Martina so sehr begehrt hatte; Tainu schnitt ein Bambusrohr als Wasserbehälter zurecht, Tainu zeigte ihm die Baumheimat eines weißen Affen, Tainu lehrte ihn, wie man Giftschlängen aufstöbern

und ungefährlich machen konnte, Tainu . . . Tainu . . .
Tainu . . .

Er rief den Namen des Wilden, als er am Spätnachmittag erwachte; doch die Hütte war leer.

Da drehte er sich der Wand zu und trauerte seinem Tayalenfreunde nach. Oben, hoch hinter vielen Bergketten, lag ein Stein vergraben . . . Dieser Stein lag sehr schwer auf des weißen Knaben Herzen. Müdigkeit übermannte ihn und er schlief wieder . . .

Am nächsten Morgen war er sehr hungrig und viel frischer.

XXI.

EIN KOPFJÄGER KOMMT!

Während Martina mit ihrem Vater im schönen Garten des Landhauses in Taikei auf- und abschnitt, sagte sie zu ihm: „Laß' uns nicht nach Europa zurückkehren, ohne in Kapansan gewesen zu sein!“

„Wird es dein Herz nicht noch trauriger stimmen, Töchterchen, wenn du jene Berge siehst, in deren Höhen, irgendwo, irgendwann dein Bruder das Leben verlieren mußte?“

„Nein, Vater, wir haben ja nichts von ihm mitzunehmen, als dieses Erinnern an die grünen, grünen Berge, die sein Bahrtuch sind.“ —

„Wir fahren nach Kapansan!“ hieß es beim Abendbrot und zum Erstaunen der beiden sagte Herr Baumann:

„Wir begleiten euch! Auch meine Frau war noch nie so weit im gefährlichen Gebiet und wenn ich auch überzeugt bin, daß unsere Köpfe sehr kostbar sind, habe ich doch keine Angst, daß sie genommen werden“, versuchte er zu scherzen. „Es sitzt nämlich unten in Habun ein junger Dominikaner, der mehr und mehr Einfluß auf die Wilden gewinnt und der sie auch behandelt, wenn sie erkrankt sind. Seit er am Zusammenfluß der beiden Flüsse lebt, soll noch kein Kopf genommen worden sein.“

*

Die Stoßkarre näherte sich nach vielen Stunden der Hochebene von Kapansan. Die beiden Baumanns wollten gerne

da und dort rasten und fanden es überflüssig, sich die Rippen aus dem Leib rütteln zu lassen; daher war die Sonne schon im Sinken, als sie endlich im Hause des Polizeiinspektors saßen, Grüntee tranken und Erkundigungen einzogen. Obschon Martina aus dem Haus trat und sich alle Tayalenkinder zeigen ließ, war es ihr nicht gestattet, einen einzigen Schritt außerhalb der Niederlassung zu tun, und enttäuscht kroch sie, nach gutem Abendbrot und einem Bad in der großen braunen Tonne zwischen die Futons. Kaum bemerkte sie durch die Papierfenster das erste schwache Morgen grauen, so kleidete sie sich rasch an und da niemand zu sehen war, glitt sie ins Freie und blickte vom Ende des Dorfes aus sehnsüchtig nach den schimmernden Höhen hinüber, die nun von der aufgehenden Sonne vergoldet wurden.

„Wo geht der Weg nach Habun?“ fragte sie und ein Schutzmann zeigte den steilen Hang hinunter. Zögernd stieg sie hinab. Ihr Vater würde es nicht billigen, aber sie ahnte, daß Frau Baumann, die etwas rundlich und mehr als ein wenig bequem war, sich zu einer solchen Kletterpartie nie aufschwinge.

Doch während sie hinabkletterte, waren Vater und Baumanns auch ins Freie getreten und als sie vernahmen, daß Martina den Weg nach Habun eingeschlagen hatte, kletterten sie ihr so schnell es gehen wollte nach.

„Ach, wenn auch meiner Tochter etwas zustoßen würde . . .“ stöhnte Vater Barch und merkte nun erst, wie sehr er die wiedergefundene Tochter liebte.

„Sie ist so ungehorsam wie ihr Bruder!“ brummte Frau Baumann, der es kein Vergnügen bereitete, ohne Frühstück den steilen schmalen Pfad in, — der Himmel wußte, welche Tiefen, hinabzuklettern.

„Sie liebte ihren Bruder“, verteidigte ihr Vater Martina, der nun keinen Tadel ertragen mochte.

„Da . . . vor uns . . . nicht weit vom Fluß . . . bewegt sich etwas . . .“ sagte Baumann und schaute angestrengt in die Tiefe, wo die beiden Flüsse unweit der Hängebrücke zusammenstießen.

„In der Tat, das ist Martinas rotes Kleid“, meinte Kaufmann Barch und behielt den roten Punkt im Auge. Da löste sich von jenseits der Brücke etwas Merkwürdiges los . . . kein Tier und scheinbar auch kein Mensch, etwas mit Federn im Haar und einem wehenden Hanftuch . . .

„Baumann . . . um Himmels willen . . . wenn das Wesen, das nun ans Land springt, nicht ein blutdürstiger Kopffjäger ist . . .?“

„Barch“, schrie sein Freund auf . . ., „er hat . . . er hat . . . Martina!“

Und mit wachsendem Entsetzen sahen die drei, wie der Kopffjäger auf das Mädchen zustürzte und es einfach in die Arme riß.

„Menschenfresser, elender Menschenfresser!“ schrie Frau Baumann, „wirst du das Kind loslassen?“ In ihrem Zorn trat sie rasch vorwärts, rutschte aus und fuhr auf der Kehrseite den Rest des Hanges hinunter. Die beiden Herren liefen wie gejagt den schmalen Pfad hinab und standen wenige Minuten später nur einige Meter vom Kopffjäger entfernt, der nicht Miene machte, sein Opfer herzugeben, das sich übrigens gar nicht zu wehren schien.

„Er küßt sie!“ rief Frau Baumann, die soeben angerutscht kam, und ihre Stimme klang so entsetzt, als ob sie gesagt hätte: er frißt sie.

„Du Wilder, wirst du wohl meine Tochter . . .?“ begann Herr Barch und blieb wie vom Blitz gerührt stehen, denn der ‚Wilde‘ hatte Martina ausgelassen, war ihm um den Hals gefallen und nannte ihn „Vater!“ Hatte man solche Kühnheit schon gesehen, seit die Erde ins Rollen gekommen war?

Er schaute sich den Ausbund menschlicher Keckheit genauer an und merkte, wie seine Knie zu zittern begannen.

„Alexander . . . Alex . . . ander . . .?“

„Ich bin es, Vater!“

Über die Brücke herüber kam der junge Dominikaner und nun ging es an ein Erzählen, das kein Ende nehmen wollte. Als man sich einigermaßen beruhigt hatte, erinnerte Frau Baumann an den Umstand, daß bei aller Herzensfreude auch der Magen sein Recht haben wolle und daher begaben sich alle nach Habun, um beim Missionär einen bescheidenen Morgenimbiß einzunehmen. Martina trat an seine Seite und sagte leise:

„Haben Sie Dank! Es war Gottes Fügung, daß mein Bruder gerettet wurde, doch wenn ich Ihnen nicht von ihm erzählt hätte und wenn Sie nicht aus diesem Grunde nach Habun gegangen wären, würde er an seinem schweren Fieber gestorben sein. Wie soll ich Ihnen danken?“

„Ist eine gute Tat nicht schon Lohn genug?“ erwiderte er und blickte sie freundlich an. „Ich will es als gutes Omen betrachten und mich bemühen, den armen Wilden viel Gutes zu tun — an Leib und an Seele“, fügte er sinnend hinzu. — Ehe man Abschied nahm, zog auch Alexander den jungen Dominikaner beiseite und sagte:

„Ich bin wohl zu jung gewesen, aber Sie, der Sie reifer und wissender sind, versuchen Sie doch, Tainu, meinen Tainu, zu finden, und tun Sie alles für ihn, was ein Mensch dem anderen tun kann. Vielleicht . . . vielleicht . . . unterläßt er dann . . . um Ihret- und um meinetwillen . . . die Kopfjägerei.“

„Ich werde nichts unversucht lassen“, gelobte er, „denn ich habe in jener Nacht, in der ich an deinem Lager kniete, die Güte seines Herzens und seine Liebe erkannt, und wo sich ein Herz selbstloser Liebe öffnet, gedeiht jeder gute Same, weil das Licht frei darauf fallen kann. Und wenn du in der Heimat in eine Kirche trittst, erinnere dich deines Tayalenfreundes . . .!“

„Wie sollte ich nicht?“ erwiderte Alexander und wandte das Gesicht ab, um die aufquellenden Tränen zu verbergen.

Gegen Mittag stiegen sie, Frau Baumann mit vielem Gestöhn, nach Kapansan zurück. Als sie das Haus des Polizeiinspektors betraten, schaute dieser von seinen Akten auf und fragte erstaunt:

„Haben Sie einen Tayalen mitgebracht?“

„Ja“, erwiderte Herr Barch trocken, „der Bengel gefällt mir so gut, daß ich ihn nach Europa mitnehmen will.“

Als der erstaunte Inspektor den Jungen genauer ins Auge faßte, lächelte er plötzlich verstehend, sprang auf und beglückwünschte den Kaufmann. „Wo in aller Welt haben Sie ihn ausgegraben?“

„Er fiel vom Himmel oder wenigstens von der Hängebrücke herab“, sagte der frohe Vater, doch dann bat er um einen Kimono und um eine Schere.

„Junge“, rief er, seinen Sohn ins grellste Licht ziehend, „nun werde ich dir die Wildenzöpfe abschneiden, denn es geht doch nicht, daß meine Tochter kurze Locken und du lange Zöpfe hast. Mitnehmen aber sollst du sie, denn sie sollen dich an dein Abenteuer erinnern.“

„Das, Vater, werde ich auch ohne Zöpfe nicht vergessen . . .“ und etwas in den Zügen des Sohnes belehrte Herr Barch, daß er kein Kind mehr vor sich hatte

Alexander lehnte an der Reling, etwas abseits von den anderen, und weder sein Vater noch Martina störten ihn. So schön es für ihn auch sein mochte, zu den Seinen zurückgekehrt zu sein, so vermochte doch nichts die nahezu drei Jahre auszulöschen, in denen er ein „Wilder“ unter anderen Wilden gewesen war. Auch nun zogen die Bilder seiner Wanderung anseiten des Häuptlings an seinen Augen vorüber. Wie vorsichtig waren sie um jene Bununstämme geschlichen, die noch Menschenfresser waren! Wie wohl hatten sie sich bei den Ami befunden, die ihnen geräucherte Fische gebracht und sie nach Botel Tobago gefahren hatten! Wieder sah er den heranrollenden Taifun, die haus hohen Wellen, den Häuptling, den er kaum zu tragen vermochte, die nackten Yamileute, die schillernden Südseefische, die Kokospalmen im Mondlicht. Er glaubte noch einmal Tainus Stimme zu hören, als er im Junggesellenhaus der Paiwan seine Geschichten erzählte . . .

Unbemerkt hatte das Schiff die Anker gelichtet und war aus dem Hafen hinausgeglitten. Immer weiter wurde das Meer, immer kleiner die Insel. Fern im Norden stiegen die schroffen grünen Berge himmelwärts und da — in einem verborgenen Bergdorf — warteten Yaya und Yaba auf ihren zweiten Sohn.

Da lag, tief in der Erde begraben, ein Stein, der das Siegel ewiger Freundschaft bedeutete, und dennoch trieb er nun einer fernen Heimat zu.

Martina, die seine bitteren Gedanken erraten hatte, war ganz dicht an ihn herangetreten und flüsterte ihm zu:

„Bruder, er hat den Stein ewiger Freundschaft tief in den Boden vergraben, doch du trägst ihn tief in deinem warmen Herzen. So bleibt der deine wie der seine unversehrt.“

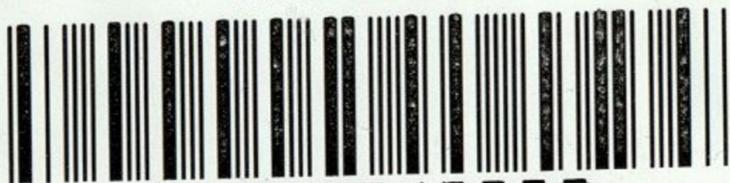
„Schwester!“ sagte Alexander und wandte das Gesicht ab.

Noch einmal, wie im Treuschwur, flüsterte er: „Tainu!“

Nie konnte wirklich vergehen, was in Liebe gebunden war . . .



NARODNA IN UNIVERZITETNA
KNJIŽNICA



00000343069

JUGENDMISSIONSHEFTE

Nr. 1:

Andreas Kraus

Der Häuptling der Wamatengo

Eine Erzählung aus der afrikanischen Mission

48 Seiten, —,50 DM

Nr. 2:

Alma Karlin

Unter Kopfjägern

Erzählung aus der Südsee

68 Seiten, —,75 DM

Nr. 3:

Hugo Kocher

Flucht vor den Urwaldgeistern

Missionserzählung aus Westafrika

52 Seiten, —,50 DM

Nr. 4:

P. Witgar Dondorfer

Bergbuben am See

Missionserzählung aus Ostafrika

64 Seiten, —,50 DM

EOS VERLAG DER ERZABTEI ST. OTTILIEN

NARODNA IN UNIVERZITETNA KNJIŽNICA

566 797

COBISS

H u g o

Urian und der Bergsepp

103 Seiten, 1,— DM

Ein Buch von den Tieren und Menschen unserer Berge

*

H u g o K o c h e r

Das Dorf der Geheimnisse

192 Seiten, 2,— DM

Eine spannende Geschichte aus dem Missionsleben

*

Unsere Missions-Jugendzeitschrift

Heidenkind

Monatlich 10 Pfennig

Bei Sammelbestellung kosten 11 Exemplare 1,— DM

*

EOS VERLAG DER ERZABTEI ST. OTTILIEN